Gesammelte Schriften

von

Gustav Jahn.

Erster Band. – 3

Stettin.
Verlag von L. Weiss.
1847.

Druck von H. G. Effenbart's Erben
(J. T. Bagmihl) in Stettin.

Vorrede.

Wenn die nachſtehenden Blätter ſich unter die große Maſſe der Kinder unſerer heutigen Literatur miſchen, ſo geſchieht dies nicht mit allzugroßer Blödigkeit von Seiten ihres Verfaſſers. Sie beſtehen, wie ihr Titel andeutet, zum größten Theile aus bereits Gedrucktem, das ſich ſchon hier und da Freunde gemacht hat, und treffen alſo auf ihrer Wanderung manchen alten Bekannten an. Ihr bisher noch ungedruckter Inhalt iſt aber wenigſtens ebenſo gut gemeint. Doch kehren die geſammelten Schriften vielleicht auch in manchem Hauſe ein, zu deſſen Thür die vereinzelten Aufſätze im Halleſchen Volksblatte nicht gedrungen ſind, und dieſen neuen Leſern glaubt der Verfaſſer ſchuldig zu ſein, ſich über das auszuſprechen, was ſie zu erwarten haben.

Es iſt, Gott ſei Dank, in unſern Tagen dahin gekommen, daß jedes Buch, das nicht ausſchließlich eine Fachwiſſenſchaft behandelt, nach ſeinem Glaubensbekenntniſſe gefragt wird, wie der Handwerksburſche nach ſeinem Paſſe. Nun, das der vorliegenden beiden Bändchen ſteht geſchrieben Ap. G. 4, 12., wo es jeder Leſer, der noch eine Bibel bei der Hand hat, ſelbſt nachſchlagen kann. Auf viel Ehre und Beifall vor der Welt haben alſo die beiden Wanderer nicht zu rechnen. Es iſt ihnen auch nicht darum zu thun. Sie wiſſen, die heutige, ſchöne Welt iſt für ſolchen vermeintlichen Köhlerglauben zu geiſtreich geworden; doch nicht allein das — ſie ſind ſogar darauf gefaßt, daß unſer moderner Geſchmack ihre Auffaſſungeweiſe überhaupt vornehm belächeln wird.

Ueber ſolche Alltäglichkeiten, wie Sonnenaufgang, Vollmondſchein, Maienwonne und dergl. blos um ihrer ſelbſt willen ſich zu freuen, iſt ganz aus der Mode gekommen. Tragen doch unſere neuern Dichter nicht einmal mehr die Farben ihrer Dame, ſondern an deren Stelle iſt ein großer Weltſchmerz getreten, dem ſie ihre Lieder weihen. Wie dieſer Weltſchmerz eigentlich beſchaffen iſt, weiß zwar Niemand recht, aber ſobald jetzt der junge Poet des Morgens aufſteht, ſeine Cigarre angezündet und ſich auf das Sopha geſtreckt hat, ſo beſchäftigt er ſich auch mit ihm, gerade ſo, wie ſonſt den Dichter vom Morgen bis zum Abend das Bild der Geliebten begleitete. — Wenn nun die Poeſien der geſammelten Schriften nicht einmal Gnade

zu finden hoffen dürfen, wie viel trauriger wird es ihnen dann mit ihrer Prosa vor dem Richterſtuhle des heutigen Geſchmackes ergehen, da ſich dieſelbe ebenfalls faſt durchgängig in der kleinen Welt des Herzens bewegt, oder unter chriſtlichen Vorausſetzungen unſere gegenwärtigen Verhältniſſe betrachtet. Vor denen, die auf der Höhe der Zeit ſtehen, verſchwindet aber jedes Einzel-Intereſſe. Der einzelne Menſch iſt nichts. Alle Grenzpfähle, die Familien, Gemeinden und einzelne Stämme und Völkerſchaften von einander trennen, ſollen abgebrochen werden; ja, nicht einmal von ſpeziell chriſtlichen Gefühlen will man mehr wiſſen, ſondern nur ein allgemeines Menſchenthum ſoll noch gelten. Gott iſt auch nicht mehr ein perſönlicher Gott, ſondern jeder Menſch bildet als ſolcher ein Stück von der Perſon Gottes.

Indeſſen der Verfaſſer der vorliegenden Büchlein kann nun einmal ſo hohen Gedanken nicht folgen. Gelänge es ihm auch, ſich auf die gerühmte Höhe der Zeit zu ſchwingen, ſo würde er ſich immerhin ſagen müſſen: Der Unermeßlichkeit des Weltalls gegenüber hat das innerlichſte Stillleben und das ausgebildetſte Weltbürgerthum gleiche Nichtigkeit! und von dieſem Standpunkte aus betrachtet, wurden ihm dann, beiſpielsweiſe, ſogar die Verhandlungen einer erleuchteten Ständeverſammlung mit allen ihren tiefſinnigen Weltverbeſſerungsplanen und geiſtreichen Reden, nicht viel anders erſcheinen, als wenn in einem großen Saale etliche Fliegen mit den Köpfen an den Fenſterſcheiben

auf und nieder fahren. Sieht man inzwischen einer andern Klage still in einer Ecke auf der Plattform einer Semmeltreppe und putzt sich den Staub ab mit den zierlichen Bürsten ihrer Perücke, so ist zwischen den Bestrebungen beider Parteien, wenigstens was den Saal anbelangt, kein wesentlicher Unterschied. Beide sind Klagen und morgen todt. Nur wer einen persönlichen Gott hat und glaubt, der wahrhaftig unter uns erschienen ist, der sich speziell um jeden Einzelnen bekümmert, der die Haare auf unserem Haupte gezählt hat, nur der kann, wie er den unendlichen Werth jeder einzelnen Menschenseele erkennt, die ganze Menschheit in ihrer Bedeutung würdigen.

Wie der Thautropfen den ganzen Himmel, so spiegelt das einzelne Herz die Geschichte der ganzen Menschheit ab. Die Hauptsache ist, daß Tropfen und Herz klar sind, um das Bild richtig wieder zu geben. Ueberhaupt finden sich in Gottes Schöpfung überall auch in den kleinsten, unscheinbarsten Rahmen großartige Offenbarungen, wer nur den Schlüssel dazu hat. Das hat unser Herr in seinen Gleichnißreden bewiesen. Hier liegt das Geheimniß der Poesie. Und so kann denn ein Dichter, der ein fallendes Laubblatt besingt, den großen Weltschmerz besser begriffen haben, als Einer, der sich über die verweigerte Preßfreiheit in tragischem Pathos abquält.

Also was die Poesie der nachstehenden Blätter anbetrifft, so geht da die alte, liebe Sonne noch alle Morgen auf und alle Abend unter, die Thautropfen

glitzern an den Grashalmen, Bäume und Sträucher blühen und bringen Frucht jegliches zu ſeiner Zeit, und der Odem Gottes iſt es, der Alles allenthalben mit Leben erfüllt. — Wo etwa Zeitfragen behandelt werden, iſt der Verfaſſer von ſeinem Standpunkte, nämlich dem Felſen des Wortes Gottes, gewöhnlich zu den umgekehrten Reſultaten gekommen, als wenn der Naturforſcher mit dem Mikroskope Unterſuchungen anſtellt — die Goliathe unſerer Tage ſind ſehr zuſammengeſchrumpft. — Endlich, um die Thorheiten der Menſchen zu geißeln, hat er einen Strick genommen und keinen Fliegenwedel.

Hier gleich noch eine kurze Erklärung über die Art und Weiſe ſeines Humors. Er hofft, daß derſelbe nicht in jener krankhaften Sucht Witze zu machen beſteht, die oft angewendet wird, um die Lacher auf ſeine Seite zu bekommen. Der chriſtliche Humor wurzelt in der unvertilgbaren Siegesgewißheit bei allem äußern Druck und iſt der Ausfluß eines Herzens, das nach des Apoſtels Begehr allezeit fröhlich iſt. Er kann zwar derb werden, kann oft ausſehen wie Spott und Hohn, darf's aber nie wirklich ſein. Er ſoll wohl die Abſicht haben zu treffen, aber nicht zu beleidigen. Thut er das letztere doch, ſo darf's wenigſtens nicht ſeine Schuld ſein. Die Menſchen wollen einmal auf verſchiedene Weiſe angefaßt werden. Wir kränken uns gemeiniglich bitterer darüber, uns lächerlich gemacht, als eine Sünde gethan zu haben. Wird nun Jemand erſt ſchlagend ſeiner Thorheit

überführt, so liegt vielleicht auch die Erkenntniß seiner Sünde ihm nicht mehr fern. Damit wäre zugleich der Nutzen des christlichen Humors angedeutet.

Und nun glaubt der Verfasser mit gutem Gewissen von den Lesern scheiden zu können. Finden die gesammelten Schriften Abnehmer, so werden, salve ratificatione, aus den beiden Bändchen künftighin noch mehrere werden.

Ende Juni 1847.

Gustav Jahn.

Etwas über Preßfreiheit.

Mittheilungen aus den Briefen des Schulzen Gottlieb H. in St. und seines Vetters des Cantors Nathanael A. in M.

St. den 16. Jan. 1843.

Der Schulze an den Cantor.

Der Herr Vetter weiß, daß sie mich vor etlichen Wochen zum Schulzen gemacht haben, und ich soll nun von Amtswegen der Klügste sein im Dorfe, mit Ausnahme des Herrn Amtmanns. Du könntest mir aber einen rechten Gefallen thun, wenn Du mir dazu behülflich sein wolltest. Ich danke zwar meinem Gott, daß ich in meiner Jugend die Wissenschaften nicht vernachlässigt habe, sondern Lesen, Schreiben und Rechnen bei unserm seligen Schulmeister gehörig gelernt; doch ist zu meiner Zeit freilich in der Schule nur Bibel, Gesangbuch und Katechismus traktirt worden und daraus genommen, was man für's Leben braucht; aber jetzt giebt es so viele Gelehrsamkeiten, von denen nichts in der Bibel steht und die denn doch in das Schulzensach

ſchlagen. Da ſind zum Exempel die Zeitungen. Es wird Dir noch vom vergangenen Sommer bewußt ſein, als Du mit der Frau Liebſten uns beſucht haſt, daß wir in unſerm Dorfe ſelbachte zuſammengetreten ſind und in meiner großen Stube alle Dienſtag und Freitag die Politik vorleſen, die dem Gevatter Müller ſein Eſeltreiber mit aus der Stadt bringt. Nun ſehen die Nachbarn allemal auf mich, wenns wo hapert und die Sachen zu gelehrt werden, und ſeitdem ich vollends Schulze geworden bin, ſchäme ich mich ordentlich, daß ich ihnen ſo wenig Rede und Antwort geben kann. Ich habe aber gedacht, Vetter Nathanael iſt ein Mann, der die Gelehrſamkeit kennt und wohnt obendrein in der Stadt, wo die Zeitungen gemacht werden. Du ſollteſt Dir deshalb einen ſchönen Dank bei mir verdienen, wenn Du mir von Deinem Lichte ein Stümpfchen in meine Laterne geben wollteſt, daß ich damit meinen Gevatterleuten leuchten könnte, wo ich und ſie noch keinen rechten Beſcheid wiſſen. Ich weiß ja auch, daß Du Dein Licht auf dem rechten Flecke anſtickſt und von dem Lichtmacher holſt, der gemacht hat das große Licht, das den Tag regiert, und das kleine Licht, das die Nacht regiert, und der geſprochen hat: »Mache dich auf und werde Licht!« und bin deshalb gewiß, daß ich mit Deiner Hülfe meine Leute vor keine unrechte Thüre bringen werde.

Da ſollſt Du mir nun vor allen Dingen in Einem Stücke mit Deinem Rathe an die Hand gehen.

Du sollst mir nämlich sagen, was es mit der Preßfreiheit für eine Bewandtniß hat, von der jetzt alle Blätter voll stehen. 'S kommt doch fast keine Nummer, wo nicht einer drum ruft und schreit, und thun doch die Menschen, als ob mehr Heil und Seligkeit dabei stände, als bei unserm Herrn Christus Seiner Erlösung. Wenigstens habe ich von der Freiheit, damit uns der befreit hat, noch kein Rühmens gelesen.

Ich habe wohl schon meine eigenen einfältigen Gedanken gehabt über Preßfreiheit; aber ich weiß noch nicht recht, wie ich heiße und auf was für Füßen ich stehe und wo der Wind herweht. Darum sollst Du mir erst sagen was Preßfreiheit ist. Hernach habe ich schon selber meinen Maßstab, mit dem ich messe was krumm oder gerade ist.

Weil wir einmal bei dem Kapitel über die Freiheiten sind, so habe ich dem Herrn Vetter noch zu sagen, daß meine Frau sich die Freiheit genommen hat und der Frau Liebsten ein Paar Körbe Birnen mit des Herrn Amtmann seinem Wagen schickt. Lasse sie sich der Herr Vetter mit wohlschmecken. Somit Gott befohlen.

Dein ꝛc.

Antwort.

M. d. 24. Jan. 43.

Das hätte ich nimmer gedacht, Gottlieb, daß Ihr in Eurem Dorfe solche Politiker geworden seid.

Da ſieht man, was aus den Menſchen werden kann; denn wer hätte noch vor 25 Jahren gemeint, daß Bauern über Preßfreiheit disputiren könnten! Vernachläſſigt mir nur über Euren Zeitungen das Wort Gottes nicht, ſo will ich's ſchon gelten laſſen. Am meiſten freut es mich, daß das Erklären und Verdollmetſchen gewiſſermaßen in Deine Hände gegeben iſt, Vetter, denn ich kenne Deine Manier und will Dich nur bitten, daß Du Deine Weisheit immerfort aus der rechten Quelle ſchöpfen mögeſt. Mit meinem geringen Wiſſen will ich Dir gerne in allen Punkten willfährig ſein, über die Du mich zu befragen für gut befinden wirſt.

Was die Preßfreiheit anbelangt, ſo gehts Dir wie mir, wenn Du über ihren Namen und über die Füße, auf denen ſie ſteht, noch nicht ſo recht in's Klare kommen kannſt, und Unrecht haſt Du gewiß nicht, wenn Du etwa meinſt, daß der Wind ſo großen Theils aus Abend her bläſt.

Siehſt Du, Gottlieb, wenn einer bei uns was in Druck geben will, ſo läßt es der Staat, oder vielmehr die uns von Gott vorgeſetzte Obrigkeit erſt unterſuchen, ob es keine wider das Chriſtenthum gehende und der allgemeinen Wohlfahrt ſchädliche Meinungen enthält, und das heißen ſie: »die Cenſur paſſiren müſſen.« Die von dem König dazu geſetzten Richter müſſen deshalb erſt Erlaubniß geben zum Druck eines Buches und haben das Recht, ihn zu verbieten, wenn ſie das Buch dem gemeinen

Besten für nachtheilig erkennen. Das wollen sich denn aber die Menschen nicht mehr gefallen lassen. Sie meinen, das Wort müsse frei sein; und wie jeder Vogel singen und jedes Thier schreien kann, was es will und wie es will, so müsse es bei den Menschen auch sein. Daß aber Jeder schreiben und drucken lassen kann, was er will, nennen sie eben Preßfreiheit und die, meinen sie, dürfe keinem Menschen vorenthalten werden und sie sei in den ewigen Naturgesetzen Gottes mit Vieh und Menschen gegründet. In Frankreich haben sie die Preßfreiheit schon lange und ihr müßt ja aus euren Zeitungen gelesen haben, wie dort jeder über den König und die Regierung schreiben und drucken lassen kann, was er will. Da giebt es keine Censur zu passiren, sondern das Gesetz spricht bloß hinterher, wenn sich einer etwa zu weit verstiegen hat.

Das wäre denn nun so das Hauptsächlichste über die Preßfreiheit und ich will Dir mit Fleiß jetzt nicht mehr schreiben, weil ich gern erst Deine eigenen einfältigen Gedanken über diesen Punkt hören möchte. Schreibe mir denn doch bald wieder. Meine Frau läßt schönstens danken für die übersandten Birnen und ich finde selber Deine Freiheiten besser, als die mit der Presse. Der Herr behüte Dich.

Dein ꝛc.

Zweiter Brief des Schulzen.

St. den 2. Febr. 1843.

Du hätteſt Deinen Brief ſchon etwas länger machen können, Vetter Nathanael, ohne dabei Gefahr zu laufen, um meine einfältigen Gedanken zu kommen, und wenn ſie Dir nun etwa zu einfältig ausfallen werden, ſo haſt Du Dir davon die Schuld beizumeſſen, weil Du mir im Grunde doch zu wenig geſchrieben haſt. So viel habe ich aber aus Deinem Briefe gemerkt, daß es mit der Preßfreiheit nichts iſt.

Es iſt ja gewiß, daß der Menſch kein Thier iſt und mit keinem Vieh verglichen werden ſoll; aber wenn's auch wäre und der Menſch nicht beſſer gehalten ſein wollte, als das liebe Vieh, ſo iſt's doch mit der Singe- und Schreifreiheit der Vögel und Thiere noch nicht ſo ganz richtig. Ich habe zum Exempel in meinem Hofe unter den Hühnern ein halbes Dutzend Kapaunen, die können alleſammt kein richtiges Kikeriki mehr herausbringen. Nun ſollte man doch meinen, es könnte den Hühnern ganz gleich ſein, wie eins ſchreit, aber das ſoll ſich nur keiner einbilden. So bald einer anfängt mit ſeinem Krüh oder Kriki, hackt gleich der ganze Hof, Hähne und Hühner auf ihn los und kein's will's ſich gefallen laſſen, daß das ehrliche Kikeriki, das die Hähne nun ſchon ſeit Adams Zeiten geſchrieen haben, mit einem Male ſo verhunzt werden ſoll. Deshalb ſchleichen denn auch die elenden Ge-

ſellen in allen Winkeln des Hofs herum, wagen ſich nimmer recht in die Mitte und wenn ſich einmal einer ganz allein glaubt, ſtreckt er den dürren Hals in die Höhe und bringt ſein verunglücktes Kikeriki heraus, duckt ſich aber gleich wieder und ſchleicht ſich davon, daß ihn nicht etwa der Hahn in dem Winkel ſuchen ſolle, weil er weiß, daß der ſein Geſchrei gewiß nicht die Cenſur paſſiren läßt.

Siehſt Du, Vetter, ſo halten's die Thiere unter ſich und ich konnte Dir da noch mehr Beiſpiele anführen, denn mein älteſter Junge hatte einmal einen Raben, der ſprechen konnte, und als wir drauf im Winter in der Scheune noch ein Paar andere fingen, ſperrte er ſie mit dem zahmen in einen Käfig, daß der Kluge die Dummen das Sprechen auch lehren ſollte. Aber den Dummen dünkte ihr rab, rab, doch viel anmuthiger, als das »Racker!« und »Wer biſt du!« des Geſcheuten und ſie hackten ihn noch in derſelben Nacht todt.

Den Vögeln und Thieren müſſen doch alſo auch ihre ewigen Geſetze vom lieben Gott vorgeſchrieben und verordnet ſein, nach welchen ſie ſchreien und ſingen ſollen, und es darf ſie keins ungeſtraft übertreten. Deshalb haben die Vögel auch keine Singefreiheit in dem Sinne, wie's die Herren mit der Preßfreiheit meinen. Sie ſind aber eigentlich doch frei und viel freier noch als wir Menſchen, weil ſie eben gar nichts anderes ſingen wollen, als was ihnen der liebe Gott in den Mund gelegt hat.

Und bei dieſer Freiheit laſſen ſie dann auch jeden und mögen's nur nicht leiden, wenn einer ſeine beſondere Weiſe ſingen will, wie die Kapaunen und der gelehrte Rabe.

In dem Sinne nun, Nathanael, laſſe ich mir's gefallen, daß es mit den Menſchen ihrem Drucken auch ſo iſt, wie mit den Vögeln ihrem Singen. Da kann auch Jeder ſeine Freiheit haben, der eben nichts anderes ſchreiben und drucken laſſen will, als was nach der Ordnung Gottes und nach den Geſetzen ſeiner Obrigkeit iſt, denn für ſolche iſt kein Verbot geſchrieben. Anders wird aber auch kein Menſch wahrhaftig frei werden, denn was Du mir noch über Frankreich geſchrieben haſt, kommt mir erſt recht verkehrt und närriſch vor. Die Menſchen ſollen dort volle Freiheit haben und ſchreiben und drucken können, was ſie wollen, und doch lieſt unſereins ohne Unterlaß, wie dieſer Zeitungsſchreiber mit ſo und ſo viel Franks geſtraft iſt und jener ſo und ſo lange hat Arreſt gehabt, weil er den König oder die Miniſter oder ſonſt wen in ſeiner Zeitung beleidigt hat, daß man meinen ſollte, die Herren könnten gar nicht ſo viel verdienen, als ſie bezahlen müſſen und könnten vor allem Arreſte gar nicht zum Schreiben kommen. Und das ſoll denn Preßfreiheit ſein! Da mache ſich ein Andrer einen Vers dazu. Ich will nun erſt einmal abwarten, was Du zu meinen Geſchichten meinſt. Schreibe Du mir bald wieder.

Dein ꝛc.

Antwort.

M. d. 8. Febr. 1843.

Ueber Deinen Brief habe ich mich gefreut, Gottlieb, denn Du haſt den rechten Fleck getroffen. Ja, der Menſch wird nimmermehr frei werden vom Geſetze, ſobald er daſſelbe als eine Macht gegen ſich über ſtellt, die zu ihm ſpricht: »Du ſollſt das, und Du ſollſt das nicht.« Die wahre Freiheit vom Geſetze kann nur da ſtattfinden, wo der Menſch ſich freiwillig unter den Gehorſam des Geſetzes begiebt, das Geſetz Gottes zu ſeinem eignen, zu dem Geſetze ſeines Herzens macht und nun von inwendig heraus gar nicht anders kann als es erfüllen, und jede Erfullung deſſelben als eine freie Handlung ſeines durch Chriſtum von der Sünde wahrhaftig befreiten Menſchen anſieht, jede Uebertretung aber als einen Zwang betrachtet, den die Sünde, unter deren Knechtſchaft er bisher geſtanden, über ihn noch ausübt. »Wiſſet ihr nicht,« ſagt St. Paulus, Römer am 6., »welchem ihr euch begebet zu Knechten in Gehorſam, deß Knechte ſeid ihr, dem ihr gehorſam ſeid; es ſei der Sünde zum Tode, oder dem Gehorſam zur Gerechtigkeit.« Nur wer Chriſti Knecht iſt, der iſt wahrhaftig frei vom Geſetze, d. h. es iſt für ihn kein Geſetz mehr geſchrieben, das zwangsmäßig gegen ihn ſtünde, ſondern das Geſetz iſt mit dem Finger Gottes in ſein Herz geſchrieben, daß es die innere Triebfeder alles ſeines

Thuns und Lassens geworden ist und er gar nichts anderes mehr will als es befolgen. Ein solcher Mensch kann denn auch schlechterdings thun alles was er will, weil er eben nichts anderes will, als was Gott in Seinem Gesetz von den andern fordern muß. Wie der Herr selbst, Johannis am 2. sagt: „Und werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen," so ists auch gewiß und wahrhaftig; denn indem wir eben die ewige, alleinige, göttliche Wahrheit erkennen, d. h. sie ganz und gar zu unsrer eignen machen, werden wir durch diese Wahrheit frei werden vom Gesetze, das nur der Sünde gegeben ist.

Und gerade so verhält sich's mit der Preßfreiheit auch. Die Menschen werden auch hier nie frei werden vom Gesetze, so lange sie gegen dasselbe ankämpfen wollen und damit gegen den göttlichen Willen ankämpfen; denn die Obrigkeit ist Gottes Dienerin uns zu gut, gesetzt den bösen Werken und nicht den guten. Und du hast freilich auch ganz recht, daß das noch keine Freiheit ist, wie sie die Franzosen haben, wo von Geld- und Gefängnißstrafe wegen Injurien immer noch die Rede sein muß. Das ist alles noch die falsche Freiheit, von der St. Petrus schreibt in der 2. Epistel, wo er spricht: »Und verheißen ihnen Freiheit, so sie selbst Knechte des Verderbens sind." Wenn die Menschen nichts anderes schreiben wollen, als was nach der göttlichen Ordnung und nach den bürgerlichen

Geſetzen recht und gut iſt, ſo ſind ſie auch alleſamt frei und brauchen für ſich keine Cenſur mehr; da aber dieſelbe um der Sünde willen der andern einmal da ſein muß, ſind ſie doch frei, denn die Cenſur kann ihnen nichts mehr anhaben.

Aber die Sache hat noch einen andren Haken, Gottlieb, den ich Dir bald zeigen will. Der faule Fleck iſt nämlich der, daß die Menſchen gar nichts mehr wiſſen wollen von einer Obrigkeit und von einem Könige, der uns von Gott geſetzt iſt und der das Schwert an Gottes Statt trägt, dem wir gehorchen müſſen in allen Dingen, die nicht wider unſrer Seelen Seligkeit gehen, um Gottes Willen, für den wir auch beten ſollen, und daß das nicht allein von den guten, ſondern auch von den wunderlichen Herren gilt. St. Paulus, der über alles dies gar trefflich geſchrieben hat, war auch der Obrigkeit gehorſam und betete für ſie; ſeine Obrigkeit, Gottlieb, war aber damals ein Nero, ein Bluthund.

Da reden die Menſchen aber nun heut zu Tage von einem gegenſeitigen Vertrage, der zwiſchen König und Volk geſchloſſen iſt, und nach welchem der König das Volk in ſeinen Rechten ſchützen ſoll und daſſelbe ihm dafür gehorſam ſein will. Sie wiſſen aber nicht, daß ſie damit den ſchönſten Edelſtein aus der Königskrone nehmen, nämlich, daß der König König iſt aus Gottes Gnaden und nicht nach der Menſchen Willkühr. Es läßt ſich aber

leicht erklären, Gottlieb, daß ſich dann die Menſchen nicht gefallen laſſen wollen, wenn ihnen ihr ſelbſtgemachter König verbieten will, dies oder jenes zu reden. Da haſt Du denn mit einen Hauptpunkt, warum des Rufens und Schreiens um Preßfreiheit gar kein Ende werden will. Du kannſt nun ſchon ſelber ein bischen weiter darüber nachdenken.

Ueber Deine Geſchichte mit den Kapaunen habe ich recht lachen müſſen, obſchon mancher gegen Deine Auslegung proteſtiren wird; doch wenn Du erzählſt, wie ſie ſo in den Winkeln herumſchleichen, ſollte man meinen, Du maleſt damit Dieſen oder Jenen ab. Wenn ich wie Du wäre, Vetter, ſo ließ ich die ſechs Kerle, die ein anderes Kikeriki aufbringen wollen, nicht länger auf meinem Hofe herumlaufen und wollte ihnen bald den Garaus machen. Und wenn's mir und meiner Frau zuviel würde, wüßte ich auch was ich thäte. Uebrigens läßt meine Frau Dich und Deine Frau ſchönſtens grüßen, und ſomit gehab Dich wohl.

Dein ꝛc.

Eine Correspondenz zwischen Gottlieb und seinem Vetter über das neue Ehegesetz.

St. d. 7. Juni 1843.

Lieber Herr Vetter!

Ich soll mit dem Hammer an die große Glecke schlagen und dem Herrn Vetter vermelden, daß am vergangenen Dienstag meine Christel in ihr erstes Kindbett gekommen ist und einen gesunden Jungen zur Welt gebracht hat und daß der Herr ihr in ihrer schweren Stunde recht gnädig gewesen ist, so daß wir ihm von Herzen für den bescheerten Ehestandssegen danken konnten. Da ist denn nun die Freude groß, das kannst Du Dir denken und meine Alte hat sich als Großmutter schlimmer, als wie sie's machte, da sie die Christel selber auf den Armen hatte. Es hat mir noch keinen Augenblick leid gethan, daß ich meine Tochter mit dem Weidenthaler Müller zusammen gegeben habe, obschon nicht Alles vollauf da war und sie die Mühle mit Schulden übernehmen mußten, aber sie haben ihren Stand mit Gott angefangen und ich bin das lebendige Beispiel davon, was der Herr thun kann, wenn man seinen Stand mit ihm anfängt, denn ich kann sagen mit Jakob: »Ich hatte nichts als diesen Stab, da ich über diesen Jordan ging.«

Vetter, Du wunderst Dich, daß ich noch kein Wort über das neue Ehegesetz geschrieben habe, da doch in allen Zeitungen schon Räsonnirens genug gewesen ist. Du meinst, ich müsse hier am allererſten ein Wort mitsprechen können, weil ich es mit der Elisabeth lange genug probirt habe.

Nathanael, dem ersten Menschen hat Gott der Herr selber das Weib zugeführt und mit wem er es heut zu Tage noch so macht, wer seinen Ehestand mit ihm anfängt, der läßt sich auch gewiß nicht von seinem Weibe scheiden. Wer ihn aber nicht mit Gott angefangen hat, der führt auch keinen christlichen Ehestand nnd ich kann mir recht gut denken, daß wenn dann Noth und Sorgen hereinbrechen und sie vertragen sich nicht und der Eine will hier hin und der Andere dorthin, so möchten sie wohl gern Beide wieder heraus. Soll's denn nun gut sein, wenn sie gezwungen werden drin zu bleiben? Um eurer Herzen Härtigkeit willen, hat euch Moses geboten, einen Scheidebrief zu geben, steht ja auch geschrieben. Sieh, ich bin stille gewesen über diesen Punkt, weil ich nicht weiß, was ich dazu sagen soll. Ich habe immer gedacht, kommt das Gesetz, so ists gut; kommts nicht, ists auch gut, denn du und deines Gleichen, ihr habts ja schon lange in euren Herzen gehabt. Es kitzelt mich nur manchmal, wenn ich so die heillose Furcht mit ansehe, die die Menschen vor solchem Gesetze haben. Man kann die Art daran erkennen!

Uebrigens dächte ich, ich hätte oft genug angefangen und Dir das letzte Wort gelassen, daß wir's einmal umgekehrt machen könnten. Du kannst mir das Ding erst einmal ordentlich vorstellen und ich will denn so meine Meinung hinterdrein geben.

Dein ꝛc.

Antwort.

M. d. 13. Juni 1843.

Aber Vetter, Du wittertst ja doch sonst immer den Feind von ferne und weißt das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, zu führen, wie kommt's denn, daß Du hier auf so schwachen Füßen stehst? Was soll ich dazu sagen? Soll ich Dich loben? Hierinnen lobe ich Dich nicht. Wir müssen uns da ordentlich aussprechen.

Was ist die Ehe? Sie ist der erste und vornehmste Stand, den Gott der Herr selbst eingesetzt hat; denn als er den Menschen geschaffen, sprach er: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, darum will ich ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei.« Gottlieb, Gott will Alles gut haben und hier spricht er: »Es ist nicht gut und ich will eine Gehülfin geben;« so ist also der heilige Ehestand das erste Mittel, das Gott gebraucht hat, um es mit den Menschen gut zu machen und soll hier Eins dem Andern helfen, diesen Zweck Gottes zu erfüllen.

Dem ersten Menschen hat Gott der Herr selber seine Gehülfin zugeführt, sagst Du. — Aber Gott-

lieb, thut er denn das heut zu Tage nicht mehr? Warum erhalten sonst unsere Ehen die kirchliche Weihe, oder für was hältst Du die Kirche? Entweder ist die ganze Einsegnung am Altare ein unnützes, veraltetes Herkommen, oder der Pastor segnet ein kraft seines Amtes, als verordneter Diener Gottes, im Namen dieses Gottes, und es handelt sich hier um einen wirklichen leibhaftigen Segen Gottes, der von da ausgeht.

Ich weiß recht gut, Gottlieb, wie und auf welcherlei Weise heut zu Tage manche Ehen geschlossen werden und welche Rücksichten die Leute zusammenführen; aber unser Unglaube hebt Gottes Glauben nicht auf. Das sei ferne! Die Ehe ist ein Stand, der zu Gott hinführen soll; aber der Weg zu Gott geht meistens nicht durch Blumenauen. Wenn nun ein Paar weltlich gesinnte Menschen sich heirathen, so empfangen sie dadurch daß die Kirche ihre Ehe einsegnet, obgleich sie vielleicht an nichts weniger denken, die gewisse Zusicherung, daß Gott der Herr sie zusammenfügt und sie durch diesen Stand auf einen Weg bringt, der zu ihm führt, wenn sie sich nur irgend wollen weisen lassen. Daß sie sich nun deshalb hernach doch oft genug nicht vertragen können, ist wohl ganz richtig; aber ist denn nicht eben die Sünde, die das innige Zusammenleben in der Ehe bei beiden Theilen zum Ausbruch bringt, schon ein Beweis davon, daß Gott diesen Stand zu einem besondern Segen eingesetzt

hat? Denn muß nicht überall die Sünde erſt zum Ausbruch kommen, ehe ſie geheilt werden kann? Wer aber weiß des Herrn Stunde? Und wenn ſich ein Ehepaar zehn Jahre nicht vertragen hat, wer will denn ſagen, ob ſie nicht im eilften zur Erkenntniß kommen und ihnen alſo die zehn Jahre Zwieſpalt zum Heile gereichen, weil dieſe ſie eben zur Erkenntniß gebracht haben?

„Um eurer Herzen Härtigkeit willen hat euch Moſes geboten einen Scheidebrief zu geben," ſteht geſchrieben, das iſt wahr. Aber iſt denn die Kirche Moſes? Leben wir jetzt in der Zeit des Geſetzes oder des Evangeliums? Ich aber ſage euch, ſpricht der Herr unſrer Kirche: „Wer ſich von ſeinem Weibe ſcheiden läßt — — der bricht die Ehe."

Den Staat könnteſt Du etwa Moſes nennen, Gottlieb, und wenn daher dieſer die Eheſcheidung außer Ehebruch zuläßt, muß man ſich das ſchon noch gefallen laſſen. Aber Moſes ſoll der Zuchtmeiſter ſein auf Chriſtum, und ſo hat jeder chriſtliche Staat dahin zu ſtreben, alle ſeine Geſetze und Einrichtungen je länger je mehr auf den Grund des Evangeliums zu bauen und durch Ermunterung und Strafe der Kirche in die Hände zu arbeiten. Wenn daher in dem neuen Ehegeſetze die Heiligkeit und Unverletzbarkeit der Ehe vom Staate anerkannt wird, ja wenn er bekennt, daß auf dieſem Grunde nicht bloß das Glück der einzelnen Familien, ſondern das Glück der ganzen großen Staatsfamilie

ruht und wenn er demzufolge nach einem Geſetze ſtrebt, dieſe Heiligkeit der Ehe wieder herzuſtellen, ſo muß das ja wohl jeden Chriſtenmenſchen von Herzen freuen und ich kann nicht begreifen und ärgere mich über Dich, wie Du willſt ſagen: „Ich für mein Theil und meines Gleichen brauchen's nicht.“ Nein Gottlieb, wenn das neue Ehegeſetz wirklich verhindert würde in Kraft zu treten, ſo wollte ich in meinem Herzen denken: unſer lieber König hat wohl die Aufgabe begriffen, die der König im Himmel ihm und allen ſeines Gleichen hier auf Erden gegeben hat, aber ſein Volk hat die Zeit ſeiner Heimſuchung nicht erkannt, und das ſollte mich von ganzem Herzen betrüben.

Aber, wie geſagt, wenn der Staat die Eheſcheidungen zuläßt, da kann ich nichts ſagen und da haben wir auch nichts zu ſagen, weil es uns nichts angeht. Doch nun fragt es ſich, wie ſieht ſie die Kirche an? Und da können wir wohl mitſprechen, denn da ſind wir wohl allzumal Prieſter und die wahre Kirche duldet keinen ſichtbaren Stellvertreter auf Erden, dem wir an Gottes Statt gehorchen ſollten.

Die wahre Kirche, das heißt, die auf dem Worte unſers Herrn ſteht, kann nach ſeinem ausdrücklichen Worte keine andere Eheſcheidung gelten laſſen, als um Ehebruch, der eben ein Bruch und nicht eine Verletzung der Ehe heißt, weil das Band, was die Ehe zuſammenhält, daß die Zwei ein Fleiſch ſein

ſollen, gewaltſam gebrochen und ſo die Ehe in ihrem ganzen Weſen zerriſſen iſt. Aber weiter läßt ſich die Kirche auch keine Eheſcheidung gefallen, ſondern ſie hat nur wie Iſaak einen Segen zu vertheilen; aber das iſt ein wirklicher Segen und hätte man ihn ſich auch mit Liſt erſchlichen, das heißt, ſich trauen laſſen ohne ein lebendiges Glied der Kirche zu ſein, ſo bleibt's darum doch ein Segen und die Kirche kann ihn nicht wieder zurücknehmen. Ich habe Dir aber eben ſchon bewieſen, Vetter, daß ich das ſo verſtehe, daß dieſer Segen gar wohl beſtehen kann, wenn ſich die Eheleute auch alle Tage in den Haaren liegen, weil die Sünde erſt heraus muß, ehe die Gnade hinein kann.

Die Kirche läßt alſo die Scheidung vom Staate nicht gelten und dies beweiſt ſie ſchon dadurch, daß bei der Scheidung keine kirchliche Feier ſtattfindet. Es ginge nun das am Ende alles noch und kämen die beiden, Staat und Kirche, nicht gegeneinander zu ſtehen, wenn nicht die geſchiedenen Eheleute, die bei Lebzeiten des andern Theils ein neues Ehebündniß einzugehen gedenken, noch einmal den Segen von der Kirche verlangten. Was hat nun dieſe da zu thun? Ich ſollte meinen, die Frage wäre leicht zu beantworten. Sie hat das erſte Bündniß noch nicht für ungültig erklärt und kann es auch nach den Worten ihres Herrn nicht, ja ſie muß nach denſelben das neue Ehebündniß für einen Ehebruch halten, kann dieſen nicht gutheißen und hat auch

keinen Segen für ihn. Es ist doch also ganz klar, daß die Kirche vom Staate nicht gezwungen werden kann, geschiedene Ehegatten anderweitig einzusegnen, ohne sie von dem allerheiligsten Grunde des untrüglichen Wortes Gottes, darauf sie erbaut ist, zu stoßen; und wenn das bisher geschehen ist und wenn sie sich hat zwingen lassen, so hat sie das in der Zeit ihrer Schwachheit gethan und wir wollen von Herzen bitten, daß Gott sie wieder stark machen möge auf eignen Füßen einherzugehen und daß er den König unsern Herrn dazu salbe, seine Mutter, die ihn großgezogen, aus ihrer Schmach und Unterdrückung aufzurichten und so wieder frei und stark zu machen.

Siehst Du, Vetter, also hat sich ein Christ wohl zu freuen bei dem neuen Ehegesetz, und wenn die ganze Welt darüber schreit, und ist wohl interessirt dabei. Was übrigens aus dem Gesetze entstehen möge und ob es Zorn, Haß und Streit anrichten wird, danach haben wir nun erstens gar nicht zu fragen, denn wir sollen keine Gesetze geben, sondern nur denselben gehorchen; aber der König mag es in Gottes Namen und in seiner Kraft ausgehen lassen, denn weil es auf dem Grunde seines Wortes steht, so muß es auch gut sein.

Aber bald hätte ich noch ein Hauptstück bei dem neuen Gesetze vergessen, daß nämlich auf den Ehebruch wieder eine bürgerliche Strafe gestellt worden ist. Ja wohl hat's daran gefehlt, denn alle Gesetze des Staates müssen immer wieder auf das

Geſetz Gottes zurückgeführt werden können, und an demſelben Orte, wo geſchrieben ſteht: „Du ſollſt nicht todten,“ ſteht auch: „Du ſollſt nicht ehebrechen“, und die grenzenloſe Unſittlichkeit unſerer Tage iſt ja der ſtärkſte Beweis von den traurigen Folgen des bisherigen Verfahrens, wo der Staat durch ſein gänzliches Unzuſtandelaſſen ſtillſchweigend das billigt, was die Kirche als Sünde erklären muß. Daß nun die Menſchen gegen ein ſolches Beſtrafen der Unzucht in Maſſe losſchreien, iſt leicht begreiflich; denn es iſt ja leider ſo weit gekommen, daß wenn heut zu Tage alle Ehebrecher eingeſperrt werden ſollten, wir erſt noch beſondere Gefängnishäuſer bauen müßten. Daß ſie aber gegen ein ſolches Beſtrafen von Staatswegen die Schrift ſelbſt hervorholen und das Wort anziehen: „Die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten,“ iſt wieder grundfalſch; denn auch die Diebe und Mörder wird Gott richten, und ſiehſt Du, Gottlieb, die eigentliche Verſündigung beſtraft der Staat nicht, ſondern die wird Gott richten; aber weil der andere Ehegatte in ſeinem heiligſten Rechte, in dem der angelobten Treue, verletzt worden iſt, ſo hat der Staat ihn hierin zu rächen, denn er iſt ein Rächer über alle die, ſo da Böſes thun. Und wenn der Staat die Ehen vom rechten Standpunkte aus betrachtet, wie im Glück der Familien auch ſein ganzes Glück beruht, ſo hat er jeden Ehebruch auch als ein Staatsvergehen anzuſehen und zu beſtrafen.

Die Ehebrecher brauchen alſo nicht zu denken, daß ihnen zuviel geſchieht, wenn ſie beſtraft werden, und dem Gerichte Gottes entgehen ſie darum nicht.

Doch genug für heute, ſonſt vergeſſe ich den kleinen Ankömmling in der Weidenthaler Mühle ganz. Nun, meine Frau und ich gratuliren von Herzen zu dem neuen Großvaterſtande und wünſchen auch der lieben Wöchnerin ferner des Herrn gnädige Durchhülfe. In treuſter Liebe

Dein ꝛc.

Der Schulze an den Cantor.

St. den 18. Juni 1843.

Bei Deinem Briefe habe ich's bald gemacht, wie jener Schulmeiſter, der, wenn er in der Schrift bis zum 118ten Pſalm gekommen war, den folgenden Tag zu ſagen pflegte: „Jungens, zieht die Röcke aus, wir wollen heute den hundert und neunzehnten beten!“ Ja alter Freund, der Pelzrock hat richtig vom Leibe herunter gemußt, denn es iſt faſt ein Stück Arbeit in einem Gange durchzukommen. Aber man ſieht gleich, daß Du nicht mit zu Felde geweſen biſt, denn ſonſt würdeſt Du wohl wiſſen, daß ſich der klügſte Feldherr doch manchmal überrumpeln läßt. Deſto beſſern Dank weiß er's aber auch, wenn ihm Einer noch zur rechten Zeit auf die Sprünge hilft, wo er den Feind eigentlich

zu ſuchen hat. Und ſo will ich's mit Dir machen. Du haſt recht, Nathanael, und damit Punktum.

Der liebe Gott hat mich eigentlich mit der Naſe drauf gedrückt, daß Du recht haſt, denn es waren da gerade wieder ein Paar Aufſätze in der Zeitung von wegen des Ehegeſetzes und die habe ich geleſen. Da wird nun in dem einen geradezu geſagt, daß die Ehe zu einer unerträglichen Zwangsanſtalt werden würde, wenn ſie unauflöslich ſein ſollte und daß kein vernünftiger junger Mann mehr einen Bund eingehen könne, von dem er vorher wiſſe, daß nicht wieder heraus zu kommen ſei. Alſo, da hinaus wollen ſie! Statt des alten: „Was Gott zuſammengefügt, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden," etwa die Überſchrift: „Geht's nicht, ſo gehen wir." Ja Vetter, wenn's denn bei den Leuten gilt, ſich ganz von der Kirche loszureißen, ſo hat freilich der Staat nichts andres zu thun, wenn wir nicht ganz und gar in's blinde Heidenthum gerathen ſollen, als die Mauern des Geſetzes um ſie her aufzurichten und mit Moſes zu ſagen: „Führet die Ehebrecher hinaus vor's Lager und ſteiniget ſie." Weiter wird denn geſagt, daß der Zweck der Ehen Kinder zu erzeugen und zu erziehen ſei und daß es drum auch ganz billig wäre, daß eine Ehe, wo dieſer Zweck nicht erreicht würde, wieder aufgelöſt werden könne. Es iſt aber doch erſchrecklich, wie weit die Menſchen ſich vom Worte Gottes verlaufen können. Das ſoll der Zweck ſein, was die Ehe nur als eine Ver-

heißung und als einen Segen überkommen hat. Auf dieſe Weiſe brauchte es ja aber der Ehe gar nicht und man hätte ſich am Ende noch über die Menge der unehelichen Kinder zu freuen.

Aus dem andern Artikel kann man aber erſt recht ſehen, wie blind ſie eigentlich ſind. Er fängt recht ſcheinheilig an: wie es freilich eine traurige Wahrnehmung wäre, daß wir jetzt ſo viel unglückliche Ehen hätten, aber die Sachen würden noch viel ſchlimmer werden, wenn man keine Eheſcheidungen mehr zuließe, und das wäre auch eine Beſchränkung der perſönlichen Freiheit jedes Einzelnen, gegen welche man nicht ſtillſchweigen dürfe u. ſ. w. Dahingegen ſchlage man vor, daß durch beſondere, vom Staat einzuſetzende Behörden, Perſonen verhindert werden ſollten, ein Ehebündniß zu ſchließen, bei denen man vorausſetzen könnte, daß ihre Ehe keine glückliche ſein würde. O über die unvernünftigen Vernünftigen! Ja, ſchlagt nur Geſetze vor, der Herr ſchlägt euch bei all eurer Weisheit doch mit Blindheit. Ich will einmal gar nicht erwähnen, daß ein Menſch allwiſſend ſein müßte, wenn er vorherſehen könnte, wie eine Ehe ausfallen wird; aber iſt's denn nicht handgreiflich, daß gerade das eine vielmal größere Beſchränkung ihrer Freiheit ſein müßte, wenn's von Menſchen abhinge, ſie zu verhindern eine Ehe zu ſchließen, und wie viel Menſchliches würde dabei mit unterlaufen! Aber ſie wollen's einmal nicht ſehen, daß das kräftigſte Mittel iſt dem

Leichtſinn zu wehren, wenn mit allem Ernſt auf die Heiligkeit der Ehe gehalten wird, oder ſie ſind mit ſehenden Augen blind. Kurz und gut, Vetter, ich habe nun eingeſehen, daß Du recht haſt und daß der Staat, wenn er ein chriſtlicher ſein will, auch auf chriſtliche Geſetze halten muß.

Aber es ſind da noch zwei Punkte in Deinem Briefe, die mir viel zu ſchaffen machen, und ich wollte Dich wohl bitten, ſie mir weiter auseinander zu ſetzen, weil Du mir doch einmal in dieſer Sache das Licht aufgeſteckt haſt. Erſtlich ſagſt Du, daß bei jedem Ehebruch die Ehe wirklich gebrochen wird und alſo ſchon geſchieden iſt. Heißt das nun ſo viel, als ſie ſoll und muß nach chriſtlicher Ordnung nun auch öffentlich geſchieden werden und hat keine Geltung mehr, oder mit andern Worten, wenn nun der liebe Gott einen chriſtlichen Menſchen ſo heimſuchte, daß er ſo etwas erleben müßte, muß er ſich da ſcheiden laſſen? Das wäre der eine Punkt. Der andre iſt der: Du ſagſt, daß die Kirche keinen Geſchiedenen bei Lebzeiten des andren Theils wieder einſegnen dürfe, und ich glaube auch, Du haſt recht; aber nun iſt ja wahr, daß ſie in dieſen Zeiten genug Geſchiedene eingeſegnet hat und zwar durch ihre zugeordneten Prieſter — wie hat nun der Chriſt ſolche anzuſehen? Sollen wir denn geradezu ſagen, daß bei ihnen kein Segen ſein kann und wie ſteht der Prediger dazu, der ſie eingeſegnet hat? Es ſind das ein Paar Punkte, über die ich mir viel Kopf-

zerbrechens machen werde, wenn Du mir nicht bald heraus hilfst. So laſſe mich denn nicht lange warten.

Dein ꝛc.

Antwort.

M. d. 24. Juni 1843.

Meine Anſicht über die beiden Punkte, welche Dich beunruhigen, iſt bald gegeben. Beim erſten fragſt Du doch nur: »Was hat der Chriſt zu thun?« Wenn beide Theile den Herrn Jeſus wahrhaftig gefunden haben, ſo wird wohl ein Ehebruch ſchwerlich vorkommen und es handelt ſich alſo nur darum, ob ein chriſtlicher Ehegatte in einem offenbaren Ehebruche des andern Theiles den Wink des Herrn zu erkennen habe, daß dieſe Verbindung aufgelöſt werden ſolle? Ich glaube aber, eine Pflicht ſich zu ſcheiden hat er auf keinen Fall und ich will Dir auch ſagen warum. Das Recht dazu hat er freilich und ich kann's ihm auch nicht verdenken, wenn er's thut; aber ich meine, es kommt hier auf die Umſtände und die beſondere Herzensſtellung des Einzelnen an, ſo daß man keine Regel geben kann. Bei jedem Ehebruch wird allerdings die Ehe wirklich gebrochen, doch der Bruch geſchieht nur von dem einen Theile. Die Ehegatten ſind aber durch doppelte Bande gegenſeitig verbunden. Es iſt alſo, trotz des gewaltſamen Riſſes immer noch ein Band vorhanden, das die Ehe zuſammenhält und das iſt nun eben der große Segen, den Gott der

Herr auf die Ehe gelegt hat, daß ein Theil durch den andern geheiligt wird, und weil der andere Theil den Bund heilig gehalten hat und in seinem Ehestande unter göttlichem Segen steht, die Beiden aber nicht zwei sondern eins sind, so fließt der Ehesegen des Einen auch auf den Ehebrecher über, bis ihn der Herr zur Erkenntniß bringt, wenn er sich bringen lassen will, und er in dem Blute sich reinigt, das da geflossen ist für unser aller Sünde.

Der zweite Punkt ist schwieriger. Die wahre Kirche Christi hat auf die Frage: ob Geschiedene wieder eingesegnet werden dürfen, nur die eine Antwort: Nein! Ihr Nein aber heißt verdollmetscht: »Mein Sohn, gehe hin, du bist schon gesegnet und ich will dir durch meine Weigerung die Möglichkeit lassen, dieses Segens, den du jetzt verschmähst, noch einmal theilhaftig werden zu können.« Nun ist aber die sichtbare Kirche Christi auf Erden noch niemals eine vollkommen freie und reine gewesen; doch arbeitet der heilige Geist fortwährend in ihr, sie ohne Flecken und Runzel darzustellen. Eine Macht, eine Kraft Gottes hat sie aber immer gehabt, auch in den Zeiten ihrer größten Verderbniß, denn der heilige Geist ist nie ganz von ihr gewichen. Doch ich will Dir die Sache durch ein Gleichniß näher bringen, das ich schon in meinem vorigen Briefe gebraucht habe. Unsere jetzige Kirche, Vetter, ist wie der Erzvater Isaak. Sie hat die Verheißung, sie ist erfüllet mit dem heiligen Geist, aber dabei doch voll

menschlicher Schwachheit. Sie macht's auch wie er. Er hatte einen Segen zu vertheilen, einen sonderlichen vor allen, er heißt: „Du bist wie ein Feld, das der Herr gesegnet hat! Gott gebe dir vom Thau des Himmels und von der Fettigkeit der Erde und Korn und Wein die Fülle.“ Gottlieb, Isaak hatte nur den einen Segen und Esau wäre herrlicher geworden, wenn er sich unter seinen Bruder gedemüthigt hätte, denn da wäre er beim Volke Gottes geblieben und hätte von der Kraft des ersten Segens mit überkommen; aber nun stellt sich der Esau vor seinen Vater hin und hebet sein Stimme auf und weinet und sagt: »Hast du denn keinen Segen mehr für mich?« und der alte Isaak kann ihn nicht so stehen sehen und giebt ihm aus Schwachheit den zweiten. Bei alledem ists aber doch ein Segen, wer will das leugnen? Denn Isaak hatte eben eine Kraft zu segnen. Und so, halte ich dafür, ist's bei unsrer Kirche auch. Es fällt für die Geschiedenen, wenn sie die zweite Ehe eingehen, wohl auch ein Segen ab; aber es ist dann eben nur so ein Esaussegen! Das: „Siehe, mein Sohn, dein Geruch ist wie der Geruch eines Feldes, das der Herr gesegnet hat,“ muß wohl wegbleiben. Aber ein Segen ist's dabei doch.

Das ist meine Ansicht von der Sache. Ob's die richtige ist, weiß ich nicht, ich glaube es aber. Du kannst's halten wie Du willst; unsrer Seelen Seligkeit hängt nicht davon ab. Dein ꝛc.

Der Weidenthaler Müller an den Cantor K.

Den 28. Juni 1843.

Lieber Herr Vetter!

Unſer lieber Papa hat es übernommen, die Ankunft unſeres Erſtgebornen Ihnen zu vermelden. Mutter und Kindlein ſind, Gott ſei Dank, wohl auf und munter und wir gedenken das Letztere, ſo Gott will, zum 30. dieſes durch die heilige Taufe ins Chriſtenthum aufnehmen zu laſſen. Da bitten wir nun beide, meine liebe Frau und ich, den Herrn Vetter recht dringend und herzlich, bei dieſer heiligen Handlung die Stelle eines Pathen zu übernehmen. Unſre gute Mutter wird mit Ihnen ihr Enkelchen aus der Taufe heben. Grüßen Sie die Frau Muhme und bringen Sie dieſelbe auf alle Fälle mit.

Ihr ꝛc. ꝛc.

Nachſchrift des Schulzen.

Daß Du kommſt, Vetter, verſteht ſich von ſelbſt. Es iſt mein erſter Enkel und da wird keine Entſchuldigung angenommen. Wir rauchen dann zuſammen eine Pfeife und können noch ein Weiteres über alle dieſe Punkte ſchwatzen, von denen wir uns geſchrieben. Aber den erſten Tag wird nichts geſchwatzt, da ſiehſt du mir bloß den prächtigen Jungen an und hilfſt uns danken und loben. Den zweiten Tag kannſt Du ihn auch noch anſehen, aber wir wollen denn ſo von dem Jungen einen Uebergang nehmen und auf den heiligen Eheſtand zu ſprechen kommen.

Dein ꝛc.

Des Schulzen Gottlieb Erntefeier.

Eine Correspondenz zwischen ihm und seinem Vetter.

Der Schulze an den Cantor.

St. d. 14. Sept. 1843.

Lieber Herr Vetter!

Du sollst mir für diesmal einen rechten Gefallen thun und ich weiß schon vorher, daß Du nicht nein sagst. Ich muß mich aber kurz fassen, denn wir haben noch alle Hende voll zu thun, um Gottes reichen Segen unter Dach und Fach zu bringen. Du solltest mit hier sein, Vetter! Manchmal liegen die Schwade so dick, daß man die Harke absetzen und sich besinnen muß, ob einem der Segen auch alle gehört und zukommt. Nun über 8 Tage, wenn der Herr auch fernerhin gut Wetter schenkt, meine ich fertig zu werden und das Letzte einzubringen und da habe ich mir nun gedacht, wenn der letzte Wagen zum Thore hereinfährt, so wollen wir allesammt um ihn hertreten und ein Lob- und Danklied singen — und das Lied sollst Du mir machen, Vetter, und ich weiß, daß Du's thust. Es muß aber ein rechtes Loblied werden. Du mußt dich einmal zusammennehmen, das heißt: »auf umgekehrte Manier,« daß Du's mir nicht zu gelehrt machst. Was ver-

ſteh ich und meine Leute von der Gelehrſamkeit, zumal an ſolchem Tage, wenn man den Segen Gottes vor und um und neben ſich hat. Da hat man nichts mit dem Verſtande zu begreifen, ſondern nur zuzufaſſen. Es muß ſo werden, was Ihr gelehrten Leute populär nennt; daß man's mit Händen greifen kann; gerade wie's einem ums Herz iſt an ſolchem Tage. Man muß die Pferde wiehern hören bei den vollen Krippen und muß darin vorkommen, wie das Kuhvieh nun wieder glatt und rund geworden iſt und mit vollem Euter daliegt und wiederkäuet. Doch ich will Dir keine Vorſchriften machen, Vetter, nur nicht zu gelehrt und eine ſchöne Melodie. Wenn Du's irgend machen kannſt, komm ſelber; daß Du herzlich willkommen biſt, weißt Du. In alter Liebe

Dein ꝛc.

Antwort.

M. d. 18. Sept. 1843.

Beigehend das beſtellte Lied mit dem Wunſche, daß es Deinen Beifall finden möge. Pferde und Kühe habe ich aber nicht mit hineingebracht, meine auch, daß der Menſch ſich eben darin von Pferd und Kuh unterſcheidet, daß er ſeinem Schöpfer ein Lob- und Danklied ſingen kann, dieſe aber nur in die Krippe und nicht in die Höhe ſehen, und daß darum das Mithineindringen nicht juſt nöthig geweſen iſt. Selbſt kommen kann ich leider nicht, aus Gründen, die ſich beſſer erzählen als ſchreiben laſſen. Zum Dank für

das Lied sollst Du mir aber in Deinem nächsten Briefe eine ausführliche Beschreibung geben, wie der Erntekranz abgelaufen ist. Der Herr schenke Euch Allen Gesundheit und ein fröhliches Herz.

Wie immer Dein ꝛc.

Ein Lied,

zum Erntekranz zu singen,

nach der Melodie:
Nun danket all' und bringet Ehr'.

Brich aus, du Menschenherz, brich aus
In Lob und Preis und Dank,
Aus jedem Dorf, aus jedem Haus
Erschall' ein Lobgesang.

Der Segen ist nun eingebracht,
Wir ziehn zum Thor herein:
Der Herr hat alles wohlgemacht!
Ihm sei die Ehr allein!

Er gab uns wieder was er nahm,
Als im vergang'nen Jahr
Im Hagel er gefahren kam,
Der Herr, Herr, Wunderbar;

Daß eine lange Zeit der Noth
Auf Stadt und Lande lag,
Und überall der Schrei nach Brod
Aus bleichen Wangen sprach.

Wohl zagten und erbangten wir
Und hatten kein Vertraun:

Da ließ er heuer für und für
Sein Gnadenantlitz schaun.

Er schloß die Himmelsbrunnen auf
Und tränkte unser Land,
Gab Wärm' und Sonnenschein darauf,
Daß alles fröhlich stand.

Da schoß empor die junge Saat
Und wogte wie ein Meer,
Als käm' auf diesem Wogenpfad
Die Gnade Gottes her, —

Und käm' und käme ohne Maaß
Und ohne End' und Ziel; —
Das trunk'ne Auge übersah's
Und sah es nie zu viel.

Da wuchs es mit, das arme Herz,
Und wurde groß und weit;
Die Blicke flogen himmelwärts
Zum Herrn der Herrlichkeit.

Wohl bangte Manchem doch der Muth,
Er sah mit trübem Sinn
Auf jede neue Segensfluth
Mit Furcht und Zweifel hin; —

Doch Tag und Nacht und früh und spat
Und weit und breit umher,
Lag segnend über unsrer Saat
Das Auge Gottes her.

Das Wogenmeer ward still und weiß;
Der Schnitter zog ins Feld —

Da ſiehe — auf des Herrn Geheiß
Schloß ſich das Himmelszelt.
Und wohlgereift und unverſehrt,
Bei ſtetem Sonnenſchein,
Ward, was der treue Herr beſcherrt,
Von uns geſammelt ein.
Die Wagen ſchwankten voll und ſchwer
Mit ihrer Segenslaſt,
Die Scheunen haben nimmermehr
Den Ueberſchwang gefaßt.
Die Schober ſtehn zu Hauf im Feld,
Wie gegen theure Zeit
Als Helden Gottes hingeſtellt,
Als Sieger ohne Streit.
Brich aus, du Menſchenherz, brich aus
In Lob und Preis und Dank:
Aus jedem Dorf und jedem Haus
Erſchall' ein Lobgeſang.
Nun iſt der Segen eingebracht,
Wir ziehn zum Thor herein,
Der Herr hat alles wohl gemacht!
Ihm ſei die Ehr' allein!

Der Schulze an den Cantor.

St. d. 23. Sept. 1843.

Ho, ho, Vetter, ſo ſängſt Du mich nicht! Pferde und Kühe können freilich kein Lob- und Danklied ſingen; aber wir können's doch für ſie

thun, denn ſie ſind auch eine Gabe Gottes, und ein Bauersmann, dem das liebe Vieh nicht am Herzen liegt, hat's Herz nicht auf dem rechten Flecke. Dabei bedanke ich mich aber doch ſchönſtens für das Lied, das auch ohne die vierfüßigen Lobredner wohl geſetzt und gut gerathen iſt. Aber Nathanael, Du nimmſt mir das nicht übel, frei heraus, zu dem Zwecke, wozu ich's eigentlich beſtellt hatte, habe ich es nun doch nicht gebrauchen können. Aus vielerlei Gründen. Erſtlich, ſtelle Dir nur einmal recht lebhaft vor: wir ziehn da zum Thor herein — mit den letzten Garben — alle Mühe und Arbeit hinter uns — ein geſundes, fröhliches Herz bringen wir mit — aller Segen liegt vor uns in vollen Scheuren, und nun ſollen wir hintreten und von dem Kommen der Gnade Gottes ſingen, die doch ſchon da iſt in Hüll' und Fülle. Das Herz hat bei ſolcher Gelegenheit die Ruhe nicht, alle die einzelnen Betrachtungen Deines Liedes durchzugehen, es wird ſchwindlich, wenn es ſo viel umherdenkt, und ſucht lieber in der Nähe ſich an etwas feſtzuhalten, und darum meint' ich eben, ſollten die Pferde und Kühe mit hinein. Zum andern waren mir außerdem noch mancherlei Gedanken gekommen. Siehſt Du Vetter, ich habe die wenigſte Arbeit in der Ernte gehabt — die andern haben ſich's ſaurer werden laſſen, um bloßen Lohn — und nun iſt doch der ganze Segen mein. Da meine ich, mußte ich auch etwas extra thun, und ich dachte dann, wir wollten etwa ſo

einen Wechſelgeſang ſingen. Auf der einen Seite des Wagens ſollten die Arbeitsleute alle ſtehen, und auf der andern ich und mein Haus. Nun müßte mit einem Chorus angefangen werden, und dann wollte ich etwa vortreten und die Mütze abthun und ein Solo ſingen, und darauf ſollten die Leute eins antworten, und dann wollten wir wieder mit einem Chorus ſchließen. Der Gedanke iſt mir ſo lange im Kopfe herumgegangen, bis ich mich hingeſetzt und ſelber ſo eine Art Lied gemacht habe. Viel iſt's freilich nicht geworden; aber Du kannſt's ja ſelbſt ſehen, denn ich ſchicke Dir alles mit. Dabei brauchſt Du aber nicht zu denken, daß Du mit Deinem Liede zu kurz gekommen biſt. Dein's iſt auch geſungen, und aus vollen Kehlen; aber nur erſt wie die Herzen etwas zur Ruhe gekommen waren, als der Hirſenbrei abgegeſſen und die Stimme wieder hell geworden war, und wir ein wenig auf den Braten verſchnaufen wollten. Du kannſt nun ſelber richten, ob's ſo oder ſo beſſer geweſen wäre. Hier iſt mein Lied. Alſo, der Wagen ſteht im Hofe, und wir alle drum her.

Chorus.

(Mel. Allein Gott in der Höh' ſei Ehr.)

Herr Gott wir bringen Lob und Ehr'
Mit Herzen, Mund und Händen — — — —

Du ſiehſt Vetter, daß ich gleich zu Anfang geſtohlen habe; aber man iſt an das alte »Nun danket alle Gott« von Kindesbeinen an ſo gewöhnt,

daß man ſich gar keinen Hauptdank ohne Herz, Mund und Hände denken kann. Ich habe eigentlich eine ganze Weile geſeſſen und ſimulirt, ob ich die Beine nicht auch mit hineinbringen könnte, daß es ſo der ganze Menſch von Kopf bis Füßen wäre, aber es hat ſich doch in der Poeſie nicht machen wollen. Endlich habe ich gedacht, der Verfaſſer des alten Liedes iſt ja doch viel geſcheidter geweſen als Du, und hat gewiß auch von wegen der Füße ſimulirt, aber wenn ſie der nicht einmal hat mit hineinbringen können, ſo magſt du's wohl mit gutem Gewiſſen bleiben laſſen. Alſo noch einmal:

Chorus.

Herr Gott wir bringen Lob und Ehr'
Mit Herzen, Mund und Händen.
Der Hof iſt voll und faßt nichts mehr,
s'Steckt aller Ort und Enden.
Das Vieh im Stalle wiehrt und ſchreit,
Und liegt in Ruh' und wiederkäut —
Wie kann der Menſch da ſchweigen!

Solo.

(Von mir, der Frau und den Kindern geſungen.)

Hier ſteh' ich Herr — Ich bin zu ſchlecht
Für all' den reichen Segen; —
Ich bin nur ein unnützer Knecht
Und fehle allerwegen.
Hier ſteh' ich, Herr, ich und mein Haus:
Aus vollem Herzen bricht heraus
Ein Loblied deines Namens.

Solo.

(Die Arbeitsleute.)

Nun freue, was ſich freuen kann,
Wie Herr und Frau und Kinder,
So Knecht und Magd und Arbeitsmann
Und Pferd' und Küh' nicht minder.
Ein Herz, das heute ſich nicht freut,
Iſt todtkrank oder plagt der Neid,
Gott helf' ihm oder ſtraf' es!

Ehe ich nun den Chorus wieder anſtimmen konnte, trat aus den Frauensleuten, die den Kranz trugen, die Erntemagd vor, und ich merkte wohl, daß ſie eine Rede halten wollte, weshalb ich mich in Poſitur ſetzte. Du hätteſt aber einmal hören ſollen, was die für ein Maulwerk hatte, und wie ſie die Worte ſetzen konnte. Sie ſtammt eigentlich auch aus dem Schulmeiſterblut, denn ihr Großvater iſt ein Cantor geweſen, und daher mag wohl die Beredtſamkeit kommen. Wer ihr die Rede gemacht hat, weiß ich nicht, ich ſchreibe ſie dir aber mit ab. Sie lautete:

Verehrte Herrſchaften — —

Nota bene. Der Herr Paſtor aus unſerm Dorfe und mein Schwiegerſohn, der Weidenthaler Müller waren mit da, und daher kommen die Herrſchaften.

Verehrte Herrſchaften, ich komme heute,
Und mit mir kommen, wie ſich's gebührt:
Knechte, Mägde und Harkersleute,
Bis auf den Jungen, der die Schleppe geführt,

Wir kommen alſo, wollt' ich ſagen
Und bringen den Erntekranz getragen.
Im Felde draußen iſt alles leer,
Das Korn, der liebe Gottesſegen,
Liegt in Scheunen, Diemen und allerwegen
Und Erndtearbeit giebt es nicht mehr.
Nun iſt es in jedem Bauernhaus
Von je her ein alter Gebrauch geweſen,
Die letzten Aehren zuſammen zu leſen
Und einen Kranz zu binden daraus.
Und eine der Mägde pflegt ihn zu tragen
Und vor der Herrſchaft ein Sprüchlein herzuſagen.
Hernach wird er vorn in das Haus gehängt,
Wo die Leute zur Thür müſſen eingehen,
Damit ihn das Auge täglich kann ſehen
Und täglich an Gottes Gnade gedenkt.
Du lieber Gott! Im vergangnen Jahr,
So oft wir da aus und ein ſind gegangen,
Hat ein dürrer, magerer Kranz da gehangen,
Der auf der einen Seite verhagelt war.
Und in den Ställen drunten, an Kühen und Pferden,
Da konnte man ſehen die theure Zeit —
Die Scheunen wurden ſo groß und weit,
Und der Boden wollte doch voller nicht werden;
Da hat wohl Mancher mit Zittern und Zagen
Und ſchweren Gedanken ſich umgetragen.
Nun, der Herr weiß wohl, warum er's gemacht,
Und daß er uns alſo hat ſchlagen müſſen,
Und er hat, wenn gleich bei ſchmalen Biſſen,

Uns alle mit Ehren doch durchgebracht.
Jetzt aber hängen mit tausend Freuden
Den magern Kranz wir ab von der Wand,
Und der Herr behüte doch jedes Land
Vor Hunger und Hagel und theuren Zeiten.
Dagegen sei Lob und Dank ihm und Preis
Für den neuen Kranz, den heute wir bringen!
Uns ist das Herz so voll Singen und Klingen,
Nur daß man's so recht nicht zu sagen weiß.
Der Herr aber wolle in Gnaden bescheeren,
Sag' ich zum Schluß, daß Sie und Ihr ganzes Haus
Gesunden Muths den Segen verzehren,
Und er helfe weiter Jahr ein und Jahr aus.

Ich dankte nun schön, nahm ihr den Kranz ab und wir schlossen mit unserm

Chorus.

Sieh, treuer Herr, auch fernerweit
Auf uns herab in Gnaden.
Behüt' uns jetzt und alle Zeit
Vor Unfall und vor Schaden.
Richt' einem Jeden himmelwärts
Zu Lob und Preise Sinn und Herz,
Daß wir dir würdig danken.
Gieb unserm ganzen Bauergut
Mit Volk und Vieh darinnen
Zu jedem Werk gesundes Blut,
Daß wir es froh beginnen.
Halt' alle Krankheit von uns fern — — —

Und nun ſollte eigentlich kommen: „Hilf, daß wir treulich ſtets und gern nach deinem Willen leben;“ aber meinem Knechte, demſelben vierſchrötigen Kerle, über den Du Dich bei Deinem letzten Beſuche ſo freuteſt, daß ſein kräftiger Baß in der Kirche die ganze Gemeine überſchrie, mochte über dem Singen die poetiſche Ader aufgeſprungen ſein, und er extemporirte mit einer Stimme, daß wir andern wohl ſchweigen mußten:

Und ſegne unſern lieben Herrn
Und unſre Frau daneben.

Ich war recht gerührt und es paßte eigentlich gut, daß wir nun erſt die paar Garben vom Wagen abzuladen, den Kranz wegzuhängen und dergl. zu thun hatten, ehe es zu Tiſche ging, denn ſonſt hätte ich gewiß nichts eſſen können. Hernach hat aber die Rührung dem Magen keinen Eintrag gethan. Was ſoll ich nun weiter von unſerm Erntekranze ſagen. Wir ließen's uns gut ſchmecken und nicht wie die Kühe und Pferde, ſondern wir beſannen uns dazwiſchen und ſahen in die Höhe und ſangen Dein Lied u. ſ. w. — — Meine Frau ſchickt Dir und der Frau Liebſten eine Probe von unſerm Feſtkuchen mit. Wenn er Euch Städtern zu dick gerathen iſt, ſo bedenkt, das es der Herr uns in dieſem Jahre auch dick gegeben hat. Und nun Gott befohlen.

Dein ꝛc.

Monatslieder.*)

Altmeiſter Januar.

Du alter Vater Januar
Mit deinem weißen Bart
Stehſt oben an im ganzen Jahr,
Ein Meiſter ſeltʼner Art!
Du kannſt die Kunſt, die keiner kann,
Aus ſchlechten und geringen Sachen
Ein luſtig Meiſterſtück zu machen;
Ich ſehʼ es mit Verwundrung an.

Du führſt ein kümmerliches Leben,
Wohnſt wie auf einer Todtengruft —
Nur Froſt und Schnee und Nebeldunſt
Hat dir der liebe Gott gegeben! —
Ja, Wetter bringt dir mancher Tag,
Man weiß nicht, was draus werden mag!

Die Sonne hat nicht rechte Luſt
Um deinetwillen aufzuſtehn —
Und da ſieʼs endlich doch gemußt,
Läßt ſie ſich ganz verdrießlich ſehn,

*) Dieſe Lieder ſind, mit Ausnahme des für den April, im Jahrgang 1844 des Volksblattes für Stadt und Land erſchienen, daher einige beſtimmten Bezug auf beſondere Erſcheinungen jenes Jahres nehmen.

Macht dir ein böſes Angeſicht
Und wirft die Strahlen ſchneidend kalt,
Ja, hüllt das bischen bleiche Licht
In einen Nebelſchleier bald,
Der rings ſo dicht zum Himmel dringt,
Daß er den Kirchthurm gar bezwingt,
Griesgrämig dehnen ſich und ſtrecken
Die kahlen Zweige Bäum' und Hecken,
Als macht' es ihnen Herzeleid,
Daß es nicht regnet und nicht ſchneit.

Du aber ſiehſt ganz fröhlich drein
Und denkſt bei dir: Laß immer ſein!
Und kommſt ſo wohlgemuth daher,
Als ob's wer weiß was ſchönes wär', —
Und ſammelſt aus der trüben Luft
Dir all' den böſen Dunſt und Duft,
Und nimmſt den Froſt von Berg und Thal,
Und nimmſt den kalten Sonnenſtrahl: —
Und was ein Anderer hätt' verlacht't,
Draus haſt ein Kunſtſtück du gemacht.

Du fängſt ganz leiſ' und leiſe an,
Und klebſt ein Fleckchen ſilberweiß
Bald hier, bald da an's nackte Reis;
Gleich ſetzen ſich viel andre dran.
Bald giebt's ein Drängen und ein Treiben,
Viel tauſend Silberblättchen ſprießen,
Kein Zweiglein will mehr nackend bleiben,
Und keins läßt ſich die Müh' verdrießen.

Der ſchwächſte Halm, das dürreſte Stöckchen
Begehret auch ein Winterröckchen; —
Den armen Schelmen kommt's juſt recht,
Ihr Ausſehn war auch gar zu ſchlecht.
Heida, man kennt euch ja nicht mehr,
Ihr Zweiglein alle, ringsumher;
Ihr ſeid ſo herrlich ja geſchmückt,
Wie man im Lenz euch kaum erblickt!

Die Sonne freut ſich ſelbſt darüber
Und wirft die Strahlen jetzt viel lieber;
Der Nebel macht ſich querfeldein. —
Nun giebt's ein Glitzern und ein Flimmern;
Wie helle Demantſteine ſchimmern
Die Zweiglein all' im Sonnenſchein.

Indeſſen ſteh' du längſt am Haus
Und kuckſt uns durch die Fenſterſcheiben,
Zu ſehn, wo denn die Menſchen bleiben,
Denn Niemand kommt und ſieht heraus.
„Iſt Keiner drinn, deß Herz ſich freut,
„Ob all der ſchönen Herrlichkeit?“

Ho, ho, da ſteht ein armer Mann
Und ſieht ſein bischen Brennholz an.
Die Mutter huſtet über'n Kohlen,
Dem Jüngſten will ſie's Süppchen holen;
Die Andern liegen noch im Neſte,
Denn ſchlafen, das iſt jetzt das Beſte!

Husch, hauchſt du ihm das Fenſter an
Und hauchſt ihm lauter Blumen dran.
Als wollteſt du gar freundlich ſagen:
Wer wird ſich denn mit Sorgen plagen!
Es ſprießen auch bei kaltem Wetter
Für fromme Herzen Freudenblätter.
Friſch auf! friſch auf! du armer Mann,
Der liebe Gott im Himmel droben
Hat auch für dich was aufgehoben.
Das glaube feſt und halt' dich dran!

Friſch auf, mein Herz, und tritt herbei,
Du willſt nur immer Lenz und Mai!

»Du lieber Meiſter Januar,
»Ich bitte dich um Eines ſehr:
»Nimm in die Lehre mich ein Jahr!
»Mein Herz will lauter Sonnenſchein,
»Und will noch gar ſo manches mehr,
»Und kann ſich nur im Sommer freun.
»Lehr' ihm die Kunſt, aus ſolchen Sachen,
»Wie Kummer, Sorge, Kreuz und Leid,
»In trüber, grauer Winterzeit,
»Sich ſchöne Freudenblümchen machen!« —

Der Hornung

Im Januar war ein Hirsch im Holz,
Der trug den Kopf gewaltig stolz.
Er hatt' ein stattliches Gehörn.
Des freut' er sich und prahlte gern.

Im Hornung ward zu Muth ihm schlecht.
Ihm war's an seinem Ende recht.
Zuletzt stieß er sich ans Geweih:
Da brach das große Horn entzwei.

Des Hirschen Sippschaft ist nicht klein!
Ja's neue Jahr tritt mancher ein,
Und prunkt gar sehr mit dem Gehörn;
Ist Hornung jetzt, ich warne ihn gern!

Der März

(Zum Frühjahrsanfang.)

Herr März! ich sag' es frank und frei,
Er hat sich bauer, meiner Treu,
Nicht sonderlich benommen!
Da ist sein ält'res Bruderpaar,
Der Januar und Februar,
Gelinder ja gekommen.

Das schneit und friert und friert und schneit,
Als wär' es eben Weihnachtszeit
Statt mitten in der Fasten.

Zu pflügen gab' es überall,
Doch ficht der Gaul ſich ſteif im Stall
Beim vollen Futterkaſten.

Was wird aus unſrem Sommerfeld? —
Im vor'gen Jahr iſt's halb beſtellt
Um dieſe Zeit geweſen!
Wie wunderlich! Schnee vor der Thür,
Und im Kalender müſſen wir
Den Frühlingsanfang leſen.

Doch, ohne Scherz! Wie mancher Mann
Sieht trüben Sinn's das Wetter an
Und macht verdächt'ge Mienen. — —
»»Was weißt du blödes Menſchenkind,
»»Ob Sonnenſchein, ob Schnee, ob Wind
»»Der Saat am beſten dienen?««

»»Der Frühling zog wahrhaftig ein!
»»Mag es nun regnen oder ſchnei'n,
»»Das glaub' ohn Räſonnieren!
»»Das Grübeln all' iſt dummer Schnack:
»»So gieb dem Gaul den Futterſack,
»»Und laß den Herrn regieren!««

Der April.

Nun ſpricht der Herr ſein Werde —
Da regt ſichs' in der Erde,
Es keimt und wächſt mit Macht.
Die Samenkörnlein ſprießen
Und ſtehn, mit ſcharfen Spießen,
Kampffertig, wie ein Heer zur Schlacht.

Denn Lenz und Winter ringen —
Hört, wie die Lerchen ſingen:
Triumph! der Frühling ſiegt;
Doch von dem Dachforſt nieder
Krächzt eine Krähe wieder:
Noch nicht! es wird noch fortgekriegt.

Der Winter wehrt ſich wacker;
Schießt Schloſſen auf den Acker
Aus Wolken trüb' und ſchwer; —
Wirft tückiſch oft zu Boden
Mit ſeinem kalten Odem
In einer Nacht das Frühlingsheer.

Doch was er ſchnell gewonnen,
Iſt ſchneller noch zerronnen —
Die Sonne ſteigt empor;
Da ſammlen ſich die Schaaren,
Die kaum geworfen waren,
Und ſtehen kühner, als zuvor.

Der Winter wird geſchlagen!
Des Waldes Vöglein ſagen
Ihn aus der letzten Schlucht.
Er wirft ſich in die Wellen,
Die Bäch' und Flüſſe ſchwellen:
So ſtürmt er hin in wilder Flucht.

Drauf an dem Berggehänge
Entflieht ein froh Gedränge
Rings unter Baum und Strauch.
Schneeglöckchen läutet leiſe,
Gleich kommt nach Pförtnerweiſe
Heraus das Himmelsſchlüßlein auch.

Flugs gehn im ganzen Lande,
Bis zu des Bächleins Rande,
Verſchiedner Farb' und Art,
Doch all' aufs allerbeſte
Geſchmückt zum Siegesfeſte,
Hervor viel tauſend Blümlein zart.

Der Mai.

Durch friſche Morgenlüfte ſteigen
Die mannigfachſten Jubelklänge:
„Ihr Vöglein auf den grünen Zweigen,
Wird euch die kleine Bruſt zu enge?“ —
Auch mein Herz iſt ſo voll, ſo voll —
Nur fehlen mir die ſüßen Weiſen,
Wie ich es ſingen und ſagen ſoll.

O, hätt' ich eure leichten Schwingen,
Auf Blüthenbäumen mich zu wiegen!
Ich söge, wie die Knospen ſpringen,
Den erſten Duft in vollen Zügen;
Ich ſög' ihn tief in meine Bruſt,
Und ſänge von dem hehren Zweige
Ein Lied in ſüßer, ſel'ger Luſt.

O, könnt' ich durch die lauen Lüfte
Mit ausgeſpanntem Fittig ſchweben:
Ich wollte Lenz und Blüthendüfte
In Wort und Liede wiedergeben! —
Mir ſchwellt das Herz, ich weiß nicht was, —
So ſtreck' ich unter Blüthenbäumen
Mich in das tiefe, grüne Gras.

Hoch über mir durch lichte Blätter
Strahlt lieblicher des Himmels Bläue, —
Das tauſendſtimmige Geſchmetter
Begirrt und wechſelt ſtets auf's Neue, —
Der friſche Duft vom Blüthenbaum,
Der Vöglein Sang, er wiegt mich leiſe
In ſüße Ruh', in ſel'gen Traum.

Von Maienlüften will ich träumen,
Von einem neuen Frühlingsleben,
Wo über dieſer Erde Räumen,
Von Licht zu Licht ich werde ſchweben.

Da ſing' auch ich, von Luſt durchglüht,
Von ew'gem Himmelsglanz umfloſſen,
Dem Herrn der Welt ein neues Lied!

O Maienzeit! du Zeit der Wonne,
Du Blüthenzeit der armen Erden,
Was wird erſt in der Himmelsſonne,
Was wird in Jeſu Klarheit werden? —
Von Luſt und Dank ſchwillt mir das Herz
Zu dieſer Zeit — und darnach blick' ich
In ſtiller Sehnſucht himmelwärts.

Der Juni.

Nun hängt der Dreſcher wohlgemuth
Den Flegel an die Wand,
Greift nach dem breiten Krempenhut
Und ſetzt die Senſ' in Stand.

Am Samſtag hat den letzten Schlag
Als Dreſcher er gethan;
Und Montag Morgens, noch vor Tag,
Hebt er als Mäher an.

Denn Klee und Gras und Gras und Klee,
Auf Wieſ' und Ackerſtück,
Wuchs längſt ſchon mächtig in die Höh'
Und ſteht gar voll und dick.

„Walt's Gott!“ und jetzt den erſten Hieb —
Hei, wie die Senſe greift;
Das iſt den Mähereleuten lieb,
Wenn's ſo recht klingt und pfeift!

„Helf Gott!“ tritt bald der Herr heran —
Ihm lacht das Herz dabei,
Sieht er die dicken Schwade an
In ſchnurgerader Reih'.

„Schön Dank!“ „Herr, ſchickt der Leute viel,
„Und ſorgt für Platz zu Haus,
„Der Klee hat heuer ſtarken Stiel! —
— „Das Gras ſteht drall und kraus!“ —

Ein Stündchen d'rauf kommt ſchon die Schaar,
Die Rechen über quer,
„Walt's Gott! zum erſten Mal im Jahr!“ —
So heißt's auch hier vorher. — —

„Ja walt' es nur du treuer Gott!“
Gieb Segen und Gedeihn,
Und Regen, wenn's dem Lande noth,
Und Thau und Sonnenſchein.

Ich flehe hier, und ſäng' mit Luſt
Zu dieſer ſchönen Zeit
Ein Lied dir gern aus voller Bruſt,
Du Herr der Herrlichkeit, —

Und weiß nicht, wo's beginnen ſoll,
Noch wo es enden mag —

Du biſt mir gar zu gnadenvoll,
Die Stimme will nicht nach.

Geh' ich zum Garten hinter'm Haus —
Der iſt ſo friſch und grün,
Und breitet ſüße Düfte aus,
Weil alle Roſen blühn! —

Geh' ich in's Feld — da wogt und wallt
Es wie ein weites Meer, —
Es jubeln — ſchreil' ich nach dem Wald —
Die Vöglein um mich her.

Und ſieht mein Herz dem allen zu,
So denkt's nur ſtill dabei:
»Barmherzig, gnädig, Herr, biſt du,
Von großer Güt' und Treu!

Wir ſind's nicht werth, ſind voller Schuld,
Wir fehlen alle Tag' —
So gieb, daß deine Gnad' und Huld
Zur Buß' uns leiten mag!«

Der Juli.

Ein Lied im Freien zu ſingen.

Was uns der liebe Mai verhieß,
Als er, zu ſeiner Zeit,
Die Bäume, die Gott wachſen ließ,
Mit Blüthen überſtreut' —

Das hat der Juli uns gehalten;
Seht nur die Bäume an!
In manchen Farben und Geſtalten
Hing er uns Kirſchen dran.

Auch Stachel- und Johannisbeer',
Und was ſich ſonſt noch beert,
In Buſch und Garten rings umher,
Hat reichlich er beſcheert. —
Doch laſſen wir anjetzt die Beeren,
Nach Kirſchen ſteht der Sinn;
Zu ſehn, was eins wohl kann verzehren,
Ziehn wir zum Kirſchberg hin.

Du lieber Gott! ein Kirſchbaum ſteht
Doch gar zu prächtig aus!
Aus friſchem, grünem Laube glüht
Es feuerroth heraus — — —
He da! 's giebt heut ſchon viele Güſte,
Setzt flugs euch um den Tiſch!
Der Baum ſtreckt drüber hin die Aeſte
Und hält's hübſch kühl und friſch.

Nun Leutchen, langt nur tapfer zu,
Und blöde ſei mir keins!
Geduld ihr Kinder! Mutter, du
Gieb jedem ſelber ſeins!
O wie das ſchmeckt und labt und letzet,
Und was das beſte iſt:
Gott hat ſo reichlich vorgeſetzet,
Daß Arm und Reich von ißt.

Seht, Fränzchen ſitzt mir ja ſo ſtill!
Was der mal wieder hat?
Fritz, frag', ob er noch Kirſchen will!
»Nein, Vater, ich bin ſatt.
Doch wollt' ich wohl um eins dich fragen,
Da ſaß ich juſt dabei:
Was hab' ich denn blos einen Magen
Und Händ' und Augen zwei?« — —

Der Franz giebt den Magiſter kund; —
Gott ſegne ſein Genie!
Er geht den Dingen auf den Grund
Und fragt warum? und wie?
Indeſſen ſich, mein kluger Knabe,
Zur Speiſ' iſt blos der Bauch;
Doch Glieder, die ich doppelt habe,
Sind zwiefach im Gebrauch.

Die Augen müſſen, merk es ſchön!
Giebt's Gott uns ſo vollauf,
Auf beide, Gab' und Geber ſehn,
Hinunter und hinauf.
Die Hände ſollen, wenn den Segen
Sie zugelangt, ſich fein
Andächtiglich zuſammenlegen,
Drum gab ſie Gott zu zwei'n.

Dazu ſind zu dem einen Mund
Ja auch der Lippen zwei,
Die ſprechen dann zu ſolcher Stund'
Ein ſtill Gebet dabei —

Dann Fränzchen, wird der eine Magen
Nicht übermäßig ſatt,
Und kann es alles wohl vertragen,
Was er gegeſſen hat.

Der Auguſt.

Jetzt kommt dem Bauer nicht die Quer',
Er hat nicht Zeit zum Spaße!
Der Weltlauf kümmert ihn nicht mehr —
Zu Felde mit der Schnitter Heer
Zieht fröhlich er die Straße.

Ich ſtrecke mit vergnügtem Sinn
Jetzt, in der Veſperſtunde,
Da Zeit ich hab' und müde bin,
Ein wenig mich am Hügel hin,
Und ſchau' mal in die Runde.

O prächtig nimmt das Feld ſich aus,
Das Herz muß ſich ja freuen! —
Hier ziehn ſich Schwade weit hinaus,
Dort Weizenſtücke braun und kraus,
Da wieder Mandelreihen.

Und manches Kraut- und Kohlſtück prangt
In friſchem Grün dazwiſchen,
Und dort, wo juſt ein Fuder ſchwankt,
Blickt auch der Kirchthurm, grün umrankt,
Herüber aus den Büſchen.

Und rechts und links, das Feld entlang
Wie iſt das Volk geſchäftig!
Die Senſe greift mit hellem Klang —
Es iſt der Feierabendsgang.
Da ſchwingt ſie Jeder kräftig.

Behüt' dich Gott! du Bauernſtand,
Du Stand, der Alles nähret!
Er ſegne dir dein Vaterland,
Und gebe all'zeit dir zu Hand,
Was Herz und Muth begehret.

Ja, grüß dich Gott! du Bauersmann —
Wirſt du mich jetzt wohl hören?
Der Feierabend hebt ja an,
Wir gehn mitſammen, lieber Mann,
So werd' ich dich nicht ſtören.

Sieh, Lieber, ferne von dir zwar,
Doch noch in preuß'ſchen Landen,
Ward heuer, Gott iſt wunderbar,
Der Bauern Hoffnung ganz und gar
Durch große Noth zu Schanden.

Du haſt wohl mit erſchrocknem Muth
Die Zeitung ſchon vernommen —
Wie dort die große Waſſerfluth
Auf Wieſ' und Feld, auf Hab und Gut
Der Herr hat laſſen kommen!

Da giebt es Jammer nun und Noth!
Bedenke doch — die Armen! —

Kein Klee und Heu, kein Korn und Brod —
Für Vieh und Menſchen Hungersnoth —
Wen ſollt' es nicht erbarmen?

Du lieber Bauer, ſieh umher,
Wie deine Felder ſtehen —
Die Aehren ſind ſo voll und ſchwer;
Bring' deinem Gotte Lob und Ehr'
Und laß dein Herz aufgehen.

Wir gehn da hinter'm Fuder drein —
Gott ſegne deine Garben! —
Laß nicht mein Wort vergeblich ſein,
Gedenk' der armen Brüder dein,
Daß nicht einſt du mußt darben.

Der September.

Ein Lied für die Kinder.

Willkommen Herbſt, willkommen hier,
Zieh' ein in unſern Garten!
Wo ſchon ſeit einem Monat mir
Auf deine Ankunft warten.

Denn lange hat uns der Auguſt
Gewäſſert Mund und Gaumen.
Er gab, bei froher Erntelust,
Uns frühe Birn' und Pflaumen;

Doch erſt ſeit du gekommen biſt,
Giebt's Obſt die Hüll' und Fülle.
Man kann's nicht zählen, was man ißt,
Der Mund ſteht faſt nicht ſtille.

Drum, lieber Herbſt, drum freuen ſich
Wir, die wir Garten haben,
Und theilen Andern brüderlich
Von deinen milden Gaben.

Die Aepfel hängen ja am Zweig,
Wie lauter Semmelreiben —
O, wer nur kommt, der eſſe gleich,
Daß er ſich mit kann freuen!

Dann ſeh' er ſich die Pflaumen an,
Wie ſie die Aeſte beugen —
Und eſſe, was er eſſen kann,
Als wären ſie ſein eigen.

Dort iſt die Leiter angeſetzt,
Den Birnbaum zu erlöſen,
Mit großer Laſt iſt ihm bis jetzt
Das Haupt beſchwert geweſen.

Er giebt ſie gern und willig her,
Hat ſich ganz matt getragen; —
Uns macht ſie weniger Beſchwer,
Wir haben gute Magen!

Doch läßt vom allerhöchſten Aſt
Sich mit der Hand nichts pflücken;

Drum hat der Vater ihn umfaßt
Und ſchüttelt — — deckt den Rücken!

Denn holterpolter, augenblicks,
Fällt raſſelnd Birn' auf Birne. —
Lauf Fritz! — da liegt er überrücks
Und hat eins auf die Stirne.

Der arme Schelm iſt wie im Traum —
Mußt' ihm der Schreck begegnen!
Geh' künftig unter'n Pflaumenbaum
Und laß dich da beregnen.

Da fällt's nicht hoch und thut nicht weh
Und prickelt nur ſo eben —
Doch ſieh — er ſpringt ſchon in die Höh';
Es geht nicht gleich an's Leben!

Ja, s'iſt doch eine wahre Luſt,
Wenn's Obſt wird abgenommen!
Drum heißen wir aus voller Bruſt,
Dich, lieber Herbſt, willkommen;

Wo uns mit ſo viel Huld und Treu
Der liebe Gott begegnet; —
Ja, lieber Herbſt, willkommen ſei
Und tauſendmal geſegnet.

Und auf den Mittwoch Nachmittag
Bring' uns nur keinen Regen!
Wir waren neulich ſchon im Hag
Der Haſelnüſſe wegen.

Sie ſind ſchon braun und thun ſich aus
Und fallen ab beim Schütteln:
Zieht alle mit, zum Thor hinaus,
Mit Säcken und mit Knütteln.

Und ſchüttelt, ſchlagt und pflückt und brecht
Und knackt und leſt und ſammelt —
Beim Nüſſeholen wird ſo recht
Nach Herzensluſt gedammelt.

Der October.

Es geht durch's ganze deutſche Land,
Vom Rhein bis an der Oder Strand,
Ein allgemeines Klagen.
Von Grüneberg bis Nierenſtein
Hängt in den Bergen ſaurer Wein,
Und alle Winzer zagen.

Nun ja — Wein iſt ein edler Trank!
Gott ſchenk' ihn mir mein Lebenlang
So dann und wann zur Labe;
Doch daß es heuer keinen giebt,
Deß bin ich juſt nicht ſehr betrübt:
Ich trinke, wie ich's habe!

Auch um die Keller groſser Herrn
Zerbrech' ich mir den Kopf nicht gern,
Mag da ein Jahrgang fehlen;
Die Winzer thun allein mir leid,
Die können nun zur Winterzeit
Die guten Biſſen zählen.

Ja, wer ihn baut, ſo pflegt's zu ſein,
Der trinkt am ſpärlichſten den Wein;
Dies Jahr lehrt daran glauben.
Drum blick' ich ſo auf's Weinland hin,
So kommt mir immer in den Sinn
Ein Kraut mit andern Trauben.

Die wachſen nicht an ſchlankem Schaft,
Auf ſtolzem Berge kocht der Saft
Nicht in der Sonne Strahlen;
Rein, ſchlecht und recht, im Erdenſchooß
Zieht ſie ein niedrer Stengel groß,
Ohn' alles eitle Prahlen.

In jedem Land gedeihn ſie gleich,
Und Reich und Arm und Arm und Reich
Begehrt davon zu ſpeiſen.
Sie nähren Jeden, der ſie baut;
Drum will ich die Kartoffeln laut
In meinem Liede preiſen.

Denn Gott ſei Lob und Gott ſei Dank!
Der ſolcher Trauben Ueberſchwang
Uns heuer hat gegeben!

Und fehlt's dem Keller auch an Wein,
So ſchütten wir Kartoffeln ein,
Und wiſſen doch zu leben.

Ja, was noch mehr — der arme Mann
Iſt bei Kartoffeln beſſer dran,
Die müſſen mehr ihm frommen!
Er mäſtet ſich damit ſein Schwein
Und ſchlachtet's nach Martini ein:
Mag dann der Winter kommen.

Trinkt euren Wein, ihr großen Herrn!
Wir gönnen's euch von Herzen gern,
Bei unſerm Speck und Schinken.
Wir danken Gott auch für das Bier,
Das wir, wie Wein zu Auſtern ihr,
Zu unſrer Mahlzeit trinken.

Der November.

Lenz und Sommer ſind verfloſſen —
An den Zweigen, welk und matt,
Hängt, vom Herbſtlicht übergoſſen,
Was im Frühling ſich erſchloſſen,
Lebensmüde, jedes Blatt.
Und der Baum, in ſtiller Ruh,
Zählt der Erd' es wieder zu.

Lange kann' ich hier noch ſtehen,
Zuzuſchaun, wie gelb und roth,
In des rauhen Windes Wehen,
Luſtig ſich die Blätter drehen. —
Fröhlich ziehn ſie in den Tod,
Weil, ob bald auch Schnee ſie deckt,
Doch der Lenz ſie wieder weckt.

Wie das welke Laub am Baume
Eine Zeit gegrünet hat,
Lebt und lebt, im Erdentraume,
In der Spanne Zeit und Raume,
Auch der Menſch ſich müd' und matt.
Und wie Gras, wie dürres Laub,
Sinkt er nieder in den Staub.

Wie durch dieſe Blätter eben:
Fährt ein kalter Todeshauch,
(Ob ſie's zu vergeſſen ſtreben,)
Ewig durch der Menſchen Leben,
Durch ihr buntes Treiben auch;
Bis der Tag daher wird wehn,
Wo die Todten auferſtehn.

Menſch! das Blättchen, das dort gleitet,
Jetzt ſchon bei den andern ruht,
Hat ſich ob der Frucht gebreitet,
Hat ihr ſüßen Saft bereitet,
Barg des Nachts die Vöglein gut;
Hat uns, bei des Sommers Brand
Kühlen Schatten zugeſandt.

Und nun ſtil's — doch nicht vergebens —
Hat als Blatt ſein Ziel erreicht.
Menſch! ſiehſt du das Bild des Lebens!
Fühlt dein Herz nicht leiſen Bebens,
Was dir dieſes Gleichniß zeigt?
»Welkes Laub am dürren Stiel!
Was iſt deines Lebens Ziel?«

Der December.

Nun ward das Jahr zum alten Greis,
Hinſchwindet ſeine letzte Kraft,
Die Locken werden ſilberweiß,
Es ſtarrt und ſtockt der Lebensſaft.
Der letzte kommt von den zwölf Brüdern,
Gräbt ihm das Grab und bringt's zur Ruh;
Ich bin zu End' mit meinen Liedern:
Hört noch dem letzten freundlich zu.

Zwölf Brüdern ward vom Herrn das Loos,
Zwölfmal zu ſegnen jedes Jahr.
Sie ziehn das neugeber'ne groß,
Sie ſchmücken's ſchon und wunderbar,
Es bringt ihm Jeder andre Gaben,
Ein Jeder pflegt's in ſeiner Reih' —
Und hat's der Letzte ſtill begraben
Erflicht's dem Erſten wieder neu.

Im Jänner liegt's, ein Kindlein ſchwach,
Mit weißen Betten zugedeckt;
Im Hornung hat es allgemach
Den Leib gedehnt und ausgeſtreckt;
Im März beginnt es ſich zu fühlen,
Liegt nicht mehr auf dem Lager ſtill;
An kecken, loſen Kinderſpielen
Vergnügt ſich's weidlich im April.

Im Maien bricht es frei herfür
In voller, jugendlicher Kraft;
Im Juni ſorgt es nach Gebühr,
Daß ſeine Kraft auch Nutzen ſchafft;
Im Juli wirkt es treulich weiter
Als ſtarker, lebenskräft'ger Mann;
Und im Auguſt hebt ſtill und heiter
Sein goldner Erntеſegen an.

Der Herbſt trifft's rüſtig noch und ſtark,
Er bringt ihm kerngeſunde Koſt;
Dem Greis durch das erſtorb'ne Mark
Gießt der October ſeinen Moſt;
Dann, in November's trüben Tagen
Kommt es, von ſeinem ſchönen Lauf
Dem Herrn die Rechnung anzuſagen;
Da geht die letzte Kraft ihm auf.

Der zwölfte Mond bringt's ſtill zur Ruh. —
Ach, der iſt wohl ganz freudenleer!
Dem Sterben ſieht ſich's traurig zu
Und vor dem Tode bangt uns ſehr. —

O nein, o nein! die ſchönſte Gabe
Kommt ihm zur allerletzten Friſt;
Denn an des alten Jahres Grabe
Steht hoch und hehr der heil'ge Chriſt.

Drum, ob auch ernſt des Todes Bild
Uns der December hat gebracht,
Dem Chriſten ſcheint er hell und mild,
Verklärt durch die geweihte Nacht.
Und jedes Kindlein nah' und ferne,
Und was noch kindlich liebt und gläubt,
Sieht kommen dieſen Mond ſo gerne,
Der ihm der allerliebſte bleibt.

Behüt' dich Gott, wer du auch biſt,
Manch Jahr noch, lieber Leſer mein!
Und einen ſchönen heil'gen Chriſt
Beſcheer' er dir noch obenein.
Und alle Wünſche, die du hegeſt
Für deiner lieben Kindlein Schaar,
Und wen du ſonſt im Herzen trägeſt,
Die laſſ' er alle werden wahr.

Ich ſcheide jetzt; doch eh' ich geh',
Erbitt' ich dir noch eins vom Herrn:
Färbt auch dein Haupt der Winterſchnee,
Iſt auch dein Ende nicht mehr fern —
O dann, zum Schluß von deinen Tagen,
Dann komm' auch dir der heil'ge Chriſt
Und möge dich hinübertragen,
Da ewig Freud' und Wonne iſt.

Ein Brief von Gottlieb,

in welchem er von seiner großen Reise Nachricht giebt.

St. den 6. Juli 1844.

Vetter, Du bist zwar in allen Stücken klüger als ich — aber Eins weiß ich jetzt doch besser als Du, nämlich, wie Einem zu Muthe ist, der seekrank wird. Du stutzest gewiß, und wunderst Dich, wie ich zu Schiff und Meer komme — und Du denkst wohl gar, ich habe einen Schalk im Nacken, und meine etwa ein Heufuder, auf welchem ich durch das hohe, weite Kornmeer gefahren bin, das draußen im Felde allüberall jetzt wallt und wogt, und ich sei vor Freuden krank und schwindlich geworden, als ich den Segen so übersehen. Nathanael, man könnt' es werden, denn unser Dörflein liegt jetzt wie eine Insel in diesem Meere der Barmherzigkeit Gottes — aber diesmal meine ich's doch anders, und spreche von dem ordentlichen Meere und von der wirklichen Seekrankheit.

Du weißt, daß ich schon lange damit umgegangen bin, meinen Schwager einmal zu besuchen, der vor 11 Jahren in's Pommersche gezogen ist, als ihm die Erbschaft von seines Vaters Bruder zugefallen war, und in dieser Pfingstzeit habe ich's denn nun auch mit Gottes Hülfe werkstellig gemacht.

Von meinem Schwager aber, und wie ich's in ſeinem Hauſe gefunden habe, will ich Dir ein andermal ausführlichen Bericht geben. In Stettin erfuhr ich, daß man jetzt mit dem Dampfſchiffe in einem Tage um ein Billiges nach der Oſtſee hin und zurück kommen kann, und da dachte ich, wer weiß, ob dir in deinem Leben die Gelegenheit noch einmal ſo geboten wird, und ließ mich flugs einſchreiben.

Vetter, es haben ſchon viele Menſchen die See beſchrieben; auch erzählt, wie ſie ſich annimmt, wenn ſie einer zum erſten Male ſieht, und ich bin von jeher auf ſolche Beſchreibungen ordentlich erſeſſen geweſen — aber, es war doch noch ganz anders, als ich in Swinemünde den Schanzenberg hinaufgeſtiegen war, meine Augen aufthat, und nun der Blick über das kleine Fichtenwäldchen hinweg flog, und auf der weiten, offnen See ruhte. Es läßt ſich das eben nicht beſchreiben, und ich möchte nur immer, ſo oft ich dran denke, meine Mütze abnehmen, weil's mir drunter warm zu werden anfängt.

Darum will ich's auch bleiben laſſen, Dir die See zu beſchreiben; wenn Du wiſſen willſt, wie's da iſt, ſo mußt Du ſelbſt hin, da kann ich Dir nicht helfen; aber ein Seeſtück ſollſt Du doch haben, von der Seekrankheit will ich Dir erzählen. Hinwärts kam ich ohne alle Beſchwerlichkeit durch, und weil mir alles ganz neu war, ſtand ich nur immer auf dem Verdeck, und war ſo recht in

meinem Gott vergangt. Auf den Tag fing der Wind an ſchärfer zu wehen, daß die Wellen hoch gingen, und ſo lange wir Paſſagiere am Seeſtrande herumliefen, war uns das gerade recht, denn wir konnten uns nicht ſatt ſehen an den auf- und niederrollenden Wogen, liefen ihnen nach wie die Kinder wenn ſie zurückſanken, und liefen uns wieder forttreiben, wenn ſie heraufſchwollen. Auf der Rückreiſe aber wollte unſerer Vielen das Wellenſpiel gar nicht mehr gefallen, denn als wir über das große Haff kamen, ging's da auch recht unruhig zu. Die Wellen waren zwar nicht ſo hoch und langgeſtreckt, als draußen auf der offnen See, aber kamen mehr ſeit- und rückweiſe, daß mir bald ganz wunderlich zu Sinn wurde, und auf unſerm Verdeck ſah es auch in Kurzem gar ſeltſam aus. Das Haff iſt übrigens viel größer, als es auf der Landkarte ausſieht, und wir und noch viel hunderttauſend Andere hätten bequem Platz zum Ertrinken gehabt, ohne daß es jemand gewahr geworden wäre, wenn uns Gottes gnädige Hand nicht glücklich hinüber geführt hätte.

Alſo, Vetter, wenn einer ſeekrank wird, ſo fängt's damit an, daß ihm erſtlich ſo wehmütig um's Herz wird, und zweitens fährt ihm eine Unruhe durch alle Glieder, daß er vor allen Dingen ſich erſt einen ſichern Platz ſuchen möchte, auf dem er feſt und ruhig ſitzen, und die Dinge, die da kommen ſollen, abwarten könnte. Das iſt aber das

Allerſchlimmſte, daß auf dem ganzen Schiffe kein ſolches Plätzchen zu finden iſt. Das geht immer Stoß auf Stoß und Ruck auf Ruck, und ſchwankt bald auf, bald nieder; bald liegt das Schiff auf der Seite, bald auf jener. Darüber wird einem nun immer ſchlimmer zu Muthe, ja bald ſo ſchlimm, wie ſich's gar nicht beſchreiben läßt. Ich behaupte, die Seekrankheit iſt der troſtloſeſte Zuſtand, den's nur geben kann. Wenn einer das Fahren nicht vertragen kann, und wird ihm auf der Poſt beim Rückwärtsſitzen ſchlimm, ſo bleibt ihm doch noch immer der Troſt, wenn's nicht mehr zum Aushalten iſt, ſo ſteigſt du aus, und gehſt hinterdrein, kommſt du nicht heut, ſo kommſt du morgen. Aber was ſoll man auf der See angeben? Da iſt nichts als Wellen und wieder Wellen, eine immer heftiger, als die andere, und das Schiff ein Spiel derſelben. Man ſitzt da, als wäre man nichts, ſo gar nichts, noch viel weniger, als der Schaum auf den Wellen, und doch iſt einem ſo wehe, und doch wogt's und wirbelt's in einem herum, als trüge man das ganze Meer mit allen ſeinen Wellen im Leibe. Man denkt, es iſt nicht möglich, daß du's noch fünf Minuten aushältſt, und hat doch die Gewißheit vor Augen, daß es noch Stunden lang ſo fort gehen muß. Da iſt keine Möglichkeit weder zum Ausſteigen, noch zum Anhalten des Schiffes, die Maſchine könnte wohl ſtehen bleiben, aber die Wellen und das Schwanken blieben ja doch dieſelben.

Das iſt der kläglichſte Gedanke, den es geben kann, ſo völlig ohne Rath und Hülfe ſich zu wiſſen. Das Herz im Leibe möchte ſich dabei umwenden. Ich dachte, ſo muß einem zu Muthe ſein, wenn die Seele aus dem Leibe ſoll. Auf der ganzen einen Seite des Schiffes ſaßen die Maladen, alle mit den Geſichtern über Bord. Wenn man da hinunterſah, konnte man Mienenſpiele gewahr werden, lauter Geſichter, jämmerlich und ſehr entſtellt. Die Fiſche haben an dem Tage ein Feſteſſen gehabt, denn es waren allerhand niedliche Biſſen verſpeiſt worden. Man ſagte mir, ich müſſe nicht in die Wellen, ſondern auf das Schiff ſehen, denn ſonſt würde es nur immer ſchlimmer. Das war zwar wahr, aber leider half mir das auf's Schiff ſehen auch nichts, denn das ſchwankte ja ebenfalls mit allem was darauf war. Endlich kam ich darauf, weder auf die Wellen, noch auf das Schiff zu ſehen, ſondern drüber hinaus, wo man in weiter Ferne den Strand erblicken konnte, nach einem beſtimmten Punkt am Ufer. Ich zwang mich, durchaus auf weiter nichts zu ſehen, und ſtellte mir lebhaft vor, dahin geht's, und dort wirſt du ankommen in wenigen Stunden. Das half am beſten; ich vergaß Schiff und Wellen, und wurde wieder munter. Es dauerte gar nicht ſo ſehr lange, ſo konnte ich ſchon wieder ſtehen und auf dem Verdeck umhergehen, und ich rieth nun mein Mittel noch manchen Anderen an, und es hat auch noch manchen Anderen geholfen.

Das, lieber Vetter, iſt die Seekrankheit. So geht's uns Seefahrern! Du kannſt wohl denken, daß ich noch manchesmal an die Parthie zurückgedacht habe, indeſſen habe ich auch noch weiter ſpekulirt. Weißt Du doch, daß wir zwei ſchon manche Stunde miteinander darüber geſchwatzt haben, daß im Reiche der Natur ſo viele Begebenheiten Gleichniſſe ſind von Ereigniſſen im Reiche der Gnade, und weil ich nun einmal von uns Beiden zuerſt das Glück gehabt habe, ſeekrank zu werden, oder vielmehr über See zu fahren, wollt' ich ſagen, ſo mußt Du's mir ſchon zu gute halten, daß ich ſo meine einfaltigen Gedanken darüber hier mit her ſetze. Ich meine nämlich, man kann auch noch auf andere Manier ſeekrank werden, als auf einem hölzernen Schiffe, wie es ja auch noch manches andere Meer giebt, als das, in dem die Wellen naß ſind. Zum Exempel heißt's in der Schrift von dem Reichthum der Weisheit und Erkenntniß Gottes: »O welch eine Tiefe!« Das wäre ja gleich ein Meer. Dies meine ich aber jetzt nicht. In Gottes theuer werthem Worte kommen die Waſſerwogen noch an manchen andern Orten vor, zum Beiſpiel in unſerm Lieblingspſalm, dem 42., da heißt's: »Deine Fluthen rauſchen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brauſet, alle deine Waſſerwogen und Wellen gehen über mich.« — Ich meine, Vetter, die Zeit iſt ein Meer, und unſer Leben fährt wie ein Schifflein drüber hin. Da iſt das Waſſer auch

bald hell und spiegelklar, bald gehen die Wellen der Trübsal hoch. Und wenn dann nun so Welle auf Welle herankommt, und das Schifflein bald steigt, bald sinkt und hin und her schwankt, da wird auch manchem gar wunderlich zu Muthe, und eine Unruhe fährt in alle seine Gebeine, daß er auch gerne einen festen und gewissen Ort hätte, an dem er sicher sitzen könnte. Sieht nun solch armes Menschenkind in die Wellen hinein, so wird ihm bänger und immer bänger um's Herz — die dehnen sich ja so lang und weit aus, er sieht kein Ende seiner Noth, er weiß nicht wie er hindurch soll — sieht er auf's Schifflein, auf sich, auf seine Kraft und Weisheit, auf die Mitreisenden, o, wie schwankt da alles hin und her — Menschen können uns ja keinen Trost geben! Darüber wird der Patient denn nun vollends trostlos und verzagt, und starrt vor sich hin, und alle Weisheit und Wissenschaft und Erkenntniß, die ihm früher so wohl behagte, die er hinunterschluckte, wie der Mund die guten Bissen, hält nun nicht mehr bei ihm Stand, es geht alles über Bord. Ach, und wenn dann nun eine gute Eigenschaft nach der andern, die man früher in sich zu haben meinte, herauskommt, wie sieht sie da so ganz anders aus, als vorher, und sie kommen alle heraus, ja, was man schon längst verdaut meinte, kommt noch einmal zum Vorschein, und der Mensch sieht so kläglich hinterher, und sitzt da, so nüchtern und so leer, und ist ihm so weh um's Herz,

und kein Menſch kann ihm helfen, bis er ſeinen Blick, über Schiff und Wellen hinweg, nach dem erſehnten Punkt am Strande richtet, nach der Gnade Gottes, die erſchienen iſt in Chriſto Jeſu unſerm Herrn. Und wenn er denn alles andere vergißt und fallen läßt, und unverwandt nach der hinſchaut, ſo wird ihm auch geholfen, und das Herz wird wieder leicht und frei, trotz Waſſerwogen und Wellengebrauſe.

Unſer Leben iſt eben wie ſo eine Schiffahrt auf dem Haff. Das Waſſer iſt groß, die Wellen gehen hoch, aber man ſieht doch in der Ferne noch das Land. Noch iſt die angenehme Zeit, das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gnade Gottes iſt erſchienen allen Menſchen. Wie's draußen auf dem offnen Meer werden wird, wo man nichts als Himmel und Waſſer ſieht, das ſteht erſt noch zu erwarten. Die Seefahrer wiſſen, wie's in dem Lande jenſeits des Waſſers ausſieht, und Columbus hat Amerika entdeckt; aber zu uns iſt noch Keiner von dannen herübergekommen. Wohl dem, der auf dem Haff ſchon die Seekrankheit überwunden hat, wo das Auge den feſten und ſichern Ruhepunkt hat; ich denke mir, auf dem offnen Meere muß ſie noch viel ſchrecklicher ſein.

Doch ich kann zu meinem Briefe keinen ſo traurigen Schluß machen; darum will ich Dir noch in aller Eile von einer Merkwürdigkeit erzählen, von einem Bauwerke, vielleicht von dem größ-

ten, was ich je geſehen habe. Denke aber an keinen Dom, oder an ein Königsſchloß. Ich meine die beiden ſteinernen Hafendämme in Swinemünde, die aus mächtigen Granitblöcken faſt eine Viertelſtunde in das Meer hineingeführt ſind. Welch ein Gedanke ſchon, das Meer abzudämmen! Du mußt aber die Wellen dazu ſehen, wie ſie ſchäumen und wogen, dann erſcheint Dir erſt das Werk in ſeiner ganzen Kühnheit. Vetter, ich weiß wohl, unſer Herr Gott hält das ganze Meer in ſeiner hohlen Hand, und er hat in ſeiner Macht manchem Bächlein ein Bett gegraben, vor dem ſich die Swinemünder Hafendämme verſtecken müſſen, denke nur an die Roßtrappe und das Bodethal hier in unſerer Nähe. Aber doch giebt es Menſchenwerke, bei welchen ich ſtaunen und bewundern muß, und mir fällt dann allezeit der Spruch ein: »Gott ſchuf den Menſchen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes ſchuf er ihn.« So ging's mir auch, als ich auf den Molen, ſo heißen die Hafendämme, in das Meer hineinwandelte.

Für Deine Frau füge ich ein Schächtelchen voll Muſcheln bei, die ich ſelber am Meere aufgeleſen habe. Sie liegen dort ſo dick, daß man ſie zuſammen kehren könnte. Es iſt doch aber recht merkwürdig, bei uns zu Lande iſt das Waſſer klein, und da ſind die Muſcheln groß, die man je zuweilen im Kiesſande antrifft, dort am Meere ſind ſie alle nicht größer, als eine Erbſe oder Bohne! Doch

wie niedlich ist jede dieser kleinen Schaalen gebaut, und wie prächtig gefärbt! —

Ja wohl, Vetter, ist es wunderbar — das große, weite Meer wälzt seine gewaltigen Wasserwogen an den Strand, und läßt doch nur diese winzigen Dingerchen zurück. Aber sie liegen da, Jahr aus Jahr ein, als eine Predigt Gottes an die Menschen, und können einem das Herz stärken und erquicken, wenn man in das unermeßliche Meer hineinblickt, weil einem allemal bange wird, wenn man so gar kein Ziel und Ende vor sich sieht. Mir ist, als wollte der liebe Gott damit sagen: »Seht ihr Menschen, das ganze weite Meer vor euch, und alle Meere auf der ganzen Welt, sind vor meinen Augen doch nur, wie diese kleine Schaale voll Wasser, darum fürchtet euch nicht, und schaut, wie herrlich ich die kleine Muschel bereitet und geschmückt habe!« So hält's auch der liebe Gott immer! In der ganzen Schöpfung hat er dem Erhabensten überall das Unscheinbarste nahe beigelegt, und oft weiß man nicht, welches von beiden man mehr bewundern soll. Das ist aber alles geschehen zum Trost für unser armes Menschenherz. Die Muscheln am Seestrande kommen mir vor, wie das Moos auf den Felsenspitzen. Weißt Du wohl noch, wie wir im vergangenen Jahre im Bodethale ganz überwältigt waren, als wir unter den gewaltigen, himmelansteigenden Felsenmassen standen, und wie wir uns hernach freuten, als wir oben auf der höchsten Spitze

ein kleines Mooshäuschen abnahmen, das mit seinen grünen Samenkapseln so freundlich und friedlich da stand, als hätte es eben nur eine niedere Strohhütte unter sich! Bei solcher Gelegenheit denkt sich's gut an den Spruch: »Ich, der Hohe und Erhabene, deß Name heilig ist, wohne in der Höhe, und im Heiligthum, und bei denen, die demüthigen und zerschlagenen Geistes sind.« Unser Herr Gott erhalte uns beide in der rechten Niedrigkeit und Demuth, aber er lasse uns wie ein Moos auf dem Felsen seines Heiles stehen, oder wie eine Muschel von dem Meer seiner Barmherzigkeit getragen werden. Amen.

In herzlicher Liebe Dein ꝛc.

Ein Brief von Gottlieb

über einen Regen.

St. den 13. Juli 1844.

Lieber Vetter!

Hiermit füge ich Dir zu wiſſen, daß uns unſer Herrgott nach langem Warten heute mit einem gnädigen Regen heimſucht. Seit einer Stunde regnet's in hellen Güſſen und jetzt immer noch fort, daß das Land dampft. Ich bin ſchon zehnmal in den Garten gelaufen, zu ſehen, wie alles ſich in die Höhe gerichtet hat und friſch und fröhlich ſteht und möchte es immer wieder auf's Neue thun. Habe in meiner Jugend bei ſolcher Gelegenheit oft genug vor Freuden meinen Rock ausziehen müſſen und mich beregnen laſſen, und ich möchte es heute noch thun, wenigſtens kann ich das Ab- und Zugehen nicht laſſen. Aber da iſt meine Alte hinter mir hergetrippelt gekommen, mit der Schürze über den Kopf, und hat mich beim Rockzipfel gefaßt und geſprochen: Bedenk', Vater, du biſt kein Jüngling mehr, und der Sechzig näher als der Funfzig, was gilt's, du liegſt mir morgen krank und haſt's in der rechten Seite — und damit hat ſie mich hereingezogen. Wie's denn ſo die Weiber machen! — aber ſie haben manchmal Recht. Doch was ſoll ich nun

hier in der Stube anfangen? Den hundert und dritten Psalm habe ich schon durch, aber es regnet immer noch fort! — Ich weiß nichts andres, als ich setze mich hin und schreibe einen Brief an Dich, obgleich ich kaum erst einen abgeschickt, damit sich nur meine Freude so etwas ausweiten kann. Du mußt mir's aber nicht übel nehmen, wenn ich je zuweilen Papier und Feder liegen lasse und trete erst einmal ans Fenster und sehe dem lieben Wetter zu.

Ihr Städter wißt eigentlich gar nicht, was ein Regen ist! Wenn bei Euch unser Herrgott seine Brunnen aufschließt, so spannt Ihr den Paraplü auf, daß Euch kein Tropfen an den Leib kommt und geht wie die Nürnberger unter dem Regen weg. Dazu läuft's von Eurem Steinpflaster so rasch ab, als es gekommen ist und nach ein paar Stunden sieht kein Mensch mehr, daß unser Herr Gott dagewesen ist. Da ist's bei uns ganz anders. Wenn unser eins seinen Grund und Boden so ein dreißig, vierzig mal mit dem Saattuch überlaufen und den Segen Gottes eben so oft heruntergefahren hat, so ist er mit einer Scholle Land ordentlich zusammengewachsen. Wenn's dann dürre wird, oder geht ein acht, vierzehn Tage lang ein trockner, hagerer Wind, so geht das einem mit durch Mark und Bein, und man fürchtet sich einen Blick auf das liebe Ackerland zu thun und macht's fast wie die Pflanzen, die den Tag über den Kopf hängen, und alle Abend und Morgen, wenn's kühl und stille

iſt, ſich in die Höhe recken und zum lieben Gott um Regen betteln. Ja, Vetter, unſereins hat nur immer zu wehren, daß ihm ſein Kern und Kraut nicht zu ſehr an's Herz wächſt und daß er nicht wird, wie der Hofemeiſter in Lerchenſtedt, der zu ſeinem Herrn ſagte: Geſtern und ehegeſtern haben die Schleppendorfer drüben ihre 60 Morgen mit Dung befahren, das iſt ein Miſt, daß mir das Waſſer im Maule zuſammengelaufen iſt. Davon wißt Ihr Stadtleute alles nichts. Was läßt denn die Erde bei Euch für allerlei grünes Kraut aufgehen, als etwa in dem halb Mandel Blumentöpfen im Fenſterbrett, und die nehmt Ihr wohl gar bei einem Regen herein und meßt ihnen ihr Deputat mit der Gießkanne zu. — —

Meine Alte iſt auf den Boden geſtiegen, um Scherben unterzuſtellen, wenn es etwa hier und da durchſickert und unterdeſſen habe ich mich noch einmal in den Garten gemacht und mit meiner Feldhacke in den Gurkenbeeten geſcharrt, wie tief der Regen ſchon gedrungen iſt, aber es geht bereits über Hand und Daumen hoch durch, und es regnet immer noch. Vetter, es iſt doch noch was ganz andres, wenn unſer Herrgott die Gießkanne nimmt! Meine Mägde mögen wohl ſo ſehnſüchtig nach Regen ausgeſchaut haben, als der Salat und die Erbſen, denn ſie haben in der letzten Zeit Abends tüchtig dran gemußt mit Waſſertragen zum Gießen, weil ich das Zugemüſe gerne durchbringen wollte, aber

das Gießen ist doch immer nur ein Nothbehelf; denn erstlich, einmal geregnet, ist besser als zehnmal gegossen, sagt eine alte Bauernregel, und zweitens kriegt so jedes Hälmchen und Gräschen auf meilenweit in der Runde beim Regen sein Theil so gut mit zugemessen, als die Levkojen und der Goldlack auf dem Paradebeete mitten im Garten. Die Pflanzen wissen's auch wohl, ob's ein Mensch ist, der da gießt, oder der liebe Gott, und wenn sie's einem auch danken und die Blätter in die Höhe heben, so kann man's doch am andern Tage gar bald merken, wenn die Sonne das Wasser aufgeleckt hat, daß es mit unserer Hülfe nicht weit her ist. Ich meine, die gehörige Vorbereitung fehlt, denn wenn so nach einem heißen Tage die Wolken am Himmel heraufziehen und den Sonnenstrahlen den Durchpaß verwehren, da merken die Blümlein schon, was kommen kann, und wenn dann der Donner grollt und die Luft sich abkühlt, so horchen sie in die Höhe, und wenn sich dann ein leichter Wind aufmacht und durch die Bäume streicht, daß alle Blätter flüstern, so regt's sich unten in den Pflanzen auch, und der Wind kommt bis zu ihnen herab und sie flüstern mit. Drauf werden die Wolken am Himmel und der Schatten auf der Erde immer dichter, und die Luft fängt an wäßrig zu gehen, und die Pflanzen und Stauden gewinnen ein immer frischeres Herz und schütteln sich, daß sie feste stehen — und dann fallen die ersten Tropfen. Vetter,

ich kann bei solcher Gelegenheit nicht von dem Bohnenbeete, oder wo ich gerade stehe, wegkommen, wie da alles mit einem Male so frisch und dunkelgrün wird, was vor wenigen Stunden noch ganz verschmachtet an der Erde lag, und wie der Regen auf die vollen, straffen Blätter niederrauscht. — —

Hei, wie das jetzt wieder anhebt! — Na, morgen muß ich durch's Feld! Bin neugierig, was meine Kohlpflanzen dazu sagen, und ob's dem Weizen an der Chaussee nicht zu viel geworden ist. Ja, Vetter, was ich noch sagen wollte, es giebt im geistlichen Leben auch Trocknis und fruchtbare Zeiten, und wenn so im menschlichen Herzen einmal alles dürre und trocken steht, da hilft auch das eigne Gießen nichts rechtes. Der Morgen- und Abendsegen ist dann wohl noch eine feine, äußere Zucht, und man nimmt am lieben Sonntage das Gesangbuch und geht in die Kirche, aber es ist eben nur so, daß das Leben hingehalten wird, bis denn unser Herrgott kommt und selber netzt und letzt und seinen Himmel aufschließt und die Segensströme in das Herz träuft. Das geht dann durch und durch, und macht frisch und stark und kräftig, und darum mag ich auch keine Treibhauspflanze sein, der die Erfrischungen durch die Gießkanne zugemessen werden, bei der die liebe Sonne erst durch Glasfenster scheinen muß, und deren ganzes Wachsthum nur ein zusammengekünsteltes ist. Wo die Orangeriebäume im Freien wachsen, da sei Gott dem Herrn Dank für seine

Gnade, aber ich will bei uns zu Lande doch lieber ein Holzbirnbaum an der Waldecke, mit dem Himmel über mir, als ein Pommeranzenſtock in des gnädigen Herrn ſeinem Gewächshauſe ſein. Wer noch keine Zeit der Dürre durchgemacht hat, weiß auch nicht wie wohl ein Regen thut, und deswegen gehöre ich eben ſo wenig zu den Leuten, die nur immer im Blumentöpfchen ſitzen möchten, als zu denen, die, wenn der liebe Gott einmal ſeine Segensſtröme ſo ohne Maaßen herabſchüttet, gleich hinter die Dachtraufe in's Trockne ſich retiriren und meinen, es wird des Regens zu viel, wir ſind deſſen nicht werth. Was werth, oder nicht werth! Eben weil wir nichts werth ſind, darum brauchen wir den Regen, und weil wir ihn brauchen, darum ſchickt ihn Gott, nicht weil wir ihn verdient haben. Darum Vetter, *was* Gott giebt und *wie's* Gott giebt, wenn wir nur auf Gottes Erdboden ſtehen und ſeine Sonne und ſeinen Himmel über uns haben. Er läßt wohl eine Trockniß kommen, daß unſer Saft dürre wird, aber wir *vertrocknen* nicht, und das Wort: »So lange die Erde ſteht, ſoll nicht aufhören Froſt und Hitze, Sommer und Winter« u. ſ. w. gilt wie von irdiſchen, ſo auch von himmliſchen Dingen. — —

Jetzt läßt's nach. — Gott ſei Lob und Dank für alle ſeine Gnade! Wenn's nur allerwegen hingekommen iſt! Ich habe gehört, daß in etlichen Gegenden das Korn wegen der Dürre recht ver-

kommen sein soll. Sollte mir von Herzen leid thun; — doch ist's vielleicht nicht so arg, denn in der Regel nehmen die Bauern, wenn's an's Klagen geht, den Mund voll. Wir können hier eigentlich noch nicht viel Reden's darüber machen, obschon es auch bei uns lange nicht geregnet hatte. Noch steht alles fröhlich in Hoffnung. Unser Herrgott bescheere uns eine gesegnete Ernte! Ich will meinen 103ten Psalm noch einmal lesen und dann muß ich hinaus in den Garten. Leb' wohl! Wenn Du meinst, daß mein Brief diesmal das Postgeld nicht werth ist, so hast Du Dich auch noch nicht von ganzem Herzen über einen Regen gefreut.

Dein ꝛc.

Flick- und Stückwerk,

aus dem Tagebuche des Schneidergesellen **Franz Schwertlein** aus **Zittau,** sammt einigen Betrachtungen aus der Brieftasche des Tischlers **Ernst Tiefner** aus **Heiligenstadt.**

Aus Franz Schwertleins Tagebuche.

R., den 24. April.

Und nun soll's heißen: »Valet will ich dir geben!« wenn auch in anderm Sinne, als das schöne Lied sagt — Valet dem dumpfen Schneiderzwinger und hinaus in die frische, freie Morgenluft, wieder hinaus in Gottes weite, schöne Welt. Wie das Bächlein im Winter gefriert und hocken bleibt, wo's eben lief, aber im Lenz mit verdoppelter Wanderluft unaufhaltsam weiter eilt, gerade so geht es mir. Es läßt mich nicht, es leid't mich nicht, es zuckt und ruckt in allen Gliedern, die Lerchen singen, die Finken schlagen und lassen sich von Niemand das Fröhlichsein wehren; mir ist, ich dürfe auch nicht fehlen, die Sohlen brennen, ich muß fort.

Darum Valet, du ehrlicher, alter Zachäus, Valet dir und der getreuen Hausfrau! Es ist mir sonderlich wohl gewesen in eurer Mitte, ihr Stillen im Lande, meine Seele ist gespeist und getränkt an

eurem Glauben und an eurer Liebe — wenn auch ich einſt zur Ruhe komme und ein ehrſamer Spießbürger werde, ſo müſſe mein Haus ſein wie eures, eine Stätte des Friedens.

Und Valet vor allem dir, die mich gehätſchelt und gepflegt, Valet dir, tugendſame Jungfrau Maria, du verſpätetes Veilchen aus dem Nachſommer ihrer zufriedenen Ehe. Wohl habe ich erkannt, daß in deinem gebrechlichen Leibe eine ſchöne Seele wohnt, deine ſtille ungeheuchelte Frömmigkeit hat mein Herz erquickt und nimmer vergeſſe ich dein — aber doch mußte eben das weite, weiße Leichentuch über alle Herrlichkeit draußen gedeckt ſein, wenn ich bei deinen ſchwindſüchtigen Phantaſieen auf dem alten, ſchnarrenden Clavier den lauten Jubel in Feld und Wald vergeſſen ſollte. Nimm mir's nicht übel, draußen iſt's doch ſchöner! Der den geheimnißvollen Zug in die Bruſt der Vöglein gepflanzt hat, nach welchem ſie kommen und gehen, wandern und Wohnung machen, der heißt auch mich ausziehen, ich muß fort, Valet, Valet! Die blauen Berge winken mir zu. Ich habe nicht Raſt, ich habe nicht Ruh; muß wandern im leichten, fröhlichen Sinn, bergauf und bergab, bald her und bald hin: Laßt mich hinaus in das Weite! Eure Liebe ſei mein Geleite.

»Herr, mein Gott, ziehe mit mir, und ob ich wohl gar zu fröhlich die Schwingen rege, wie ein Vöglein nach langer Haft, ſo laſſe mich doch nicht

aus deiner Hand, führe mich nach deinem Rath, und nimm mich endlich mit Ehren an!

L., den 30. April.

Zwanzig Meilen liegen nun bereits zwiſchen mir und meinem ſtillen Winterquartiere, aber ich kann mich noch immer nicht ſatt wandern. Ich laufe und werde nicht müde.

Das macht, ich bin noch nie mit ſo glänzenden Ausſichten ausgezogen. Bin ich doch wie ein Hamſter geweſen in umgekehrter Manier, das heißt, ich habe den ganzen Winter geſammelt, um nun im ſchönen Sommer von meinem Vorrath zehren zu können. Habe ich mir nicht gar manches Stück Zeug geſchafft, und über dies alles, habe ich nicht in den ſchlechten Zwilch um meine Lenden vier blanke Silberlinge genäht, in jegliches Viertheil einen?

Du liebe Zeit, was kann nicht ein Handwerksburſch mit vier Thalern alles anfangen, zumal ein Schneider, von dem es ſprüchwörtlich geworden iſt, daß er mit viel weniger auskommt, als ein gewöhnlicher, hausbackener Menſch! Welche lachende Zukunft öffnet ſich vor meinen Blicken! O glückliche Zeit des Geſellenlebens! Ich verachte die Eiſenbahnen, die ſtolz daherfahren wie ein Dampf, und bedaure die Menſchen darinnen, die in elender Knecht-

schaft von Land zu Lande geschleppt werden und sehen Gottes schöne Welt nur durch das enge Wagenfenster, wie die gemalte Landschaft im Guckkasten.

Wie viel besser hab' ich's dagegen! Wenn ich so dastehe, das Angesicht nach dem schönen Süden gewendet, so schaut nach allen vier Himmelsgegenden ein silbernes Auge meines Sparpfennigs, und jegliches zeigt nach seiner Richtung meinem Geiste einen viele Meilen langen Weg in die schöne Welt hinein, den es mir bahnen will, und alle Striche der Windrose dazwischen sind auch mein. Und also soll's denn auch geschehn. Ich kann jetzt noch keine Arbeit nehmen, ich bin zu reich! Nach Süden will ich wandern, bis die Südseite des Gürtels geleert ist, dann schwenke ich nach Osten, messe den Nord und kehre mich endlich nach Westen, dem Abend, dem neuen, stillen Winterquartiere entgegen.

Ich komme mir vor wie ein großer Herr. Vier Thaler im Seckel eines Handwerksburschen sind wie die vier Räder an seiner Staatskarosse. Mein Stock spielt den Kutscher, mein Ranzen den Jäger hintenauf. O fröhlicher Stand! Nach Norden und Süden, ohn' alles Ermüden, querüber das Ränzchen, zieht lustig das Fränzchen weitbin durch das Land.

Aus Ernſt Tiefners Brieftaſche.

Herr mein Gott, o wie lange! Deine Hand liegt ſchwer auf mir — aber ich murre nicht, meine Seele iſt ſtille zu dir. Deine Gnade hat mir das Zuchthaus zu einer Segensſtätte gemacht, daß ich erkannt habe den Schaden meiner Seele und das Heil, welches da ſteht in Vergebung der Sünden — auch meiner ſchweren Schuld. Nein, jenes Haus war kein Ort der Strafe für mich; meine Seele iſt frei geworden in den düſtern Mauern. Soll nun dies unſtäte, flüchtige Leben die Sühne ſein — Herr, wie du willſt — aber vergieb, wenn ich, wo die Wellen mir über das Haupt ſchlagen, ſchwanke und zage, und laß die Anfechtung ſo ein Ende gewinnen, daß ich es möge ertragen.

Wenn ſich nur eine mitleidige Seele über mich erbarmen wollte! O fände ich jetzt Arbeit in irgend einer Werkſtatt, wie wollte ich fleißig ſein von früh bis Abend; aber vergebens poche ich an die Thüren, Niemand mag es mit dem entlaſſenen Sträflinge verſuchen. Und auf den Herbergen, unter den Handwerksburſchen, wenn ich das wüſte, gottloſe Treiben mit anſehen muß, ach daſſelbe Treiben, das mich in das Verderben geſtürzt hat — und wenn mir das Herz dann brennt, dazwiſchen zu treten und den Brüdern zu zeigen, auf welchem

Wege ſie wandeln, dann empfangt mich frecher Spott und Hohnlachen. Von dem Zuchthäusler will Niemand ein Wort der Ermahnung hören, und ich ſchleiche hinaus in die ſtille Nacht und weine meine bitterſten Reuethränen und habe Niemand, vor dem ich mein Herz ausſchütten kann, als dich Herr, mein Heiland.

O du Allbarmherziger, ich danke dir, daß du mich gedemuthigt haſt — aber zerbrich das zerſtoßene Rohr nicht ganz, richte mich wieder auf und erquicke meine Seele nach deinem Wort.

Aus Franz Schwertleins Tagebuche.

M., den 15. Mai.

Seit geſtern habe ich einen Reiſegefährten.

In der Herberge zu A. war ein wildes, wüſtes Treiben. Es wurde getanzt, geſpielt und gelärmt die ganze Nacht hindurch. Ich hatte aus Menſchenfurcht wieder einmal den Spruch vergeſſen: »Stellet euch nicht dieſer Welt gleich«, konnte es aber nicht lange aushalten, ſchützte Müdigkeit vor und ſchlich mich ſtill hinauf unter's Dach. Der junge Geſell mit dem bleichen, ſchwermuthigen Geſicht und dem abgetragenen Kleide, der an nichts Theil nahm, und von dem ich ſchon unten in der Wirthsſtube die Blicke nicht wenden konnte, lag bereits auf der

Stern, wie's schien im festen Schlummer. Ich konnte nicht einschlafen, verhielt mich indeß still, um meinen Kameraden nicht zu stören. Allein auch er schlief nicht, denn nach einer Weile erhob er sich, ging ein wenig hin, kniete nieder, betete lange, lange, und so inbrünstig, daß ich ihn weinen und mit Gewalt ein lautes Schluchzen unterdrücken hörte.

Ich dachte an das Wort Davids: »Ich schwemme mein Lager mit Thränen.« Ach Herr, ich spreche wohl auch meinen Morgen- und Abendsegen, aber von solchen Gebeten weiß ich noch wenig zu sagen. Von drunten schallte der wüste Jubel herauf, und übertönte zuweilen sein stilles Weinen, — ich hatte eben an dem tollen Lärm mit Theil genommen, — mir fiel meine liebe, fromme Mutter ein, — meine Seele erregte sich in mir, ich hätte mögen aufstehen und neben ihm niederknieen, und weinte still mit.

Endlich kehrte Jener zurück, und legte sich wieder an meiner Seite nieder. Ich that, als erwachte ich, und gab mich mit ihm ins Gespräch. »Es ist ein seliges Erkennen«, heißt es in einem schönen Liede. Wir auch erkannten uns, daß wir einem Ziele zuwanderten. Ich bot ihm an, daß wir miteinander reisen wollten. Mit heftigem Weinen erzählte er mir, daß er ein entlassener Sträfling sei.

Soll ich es leugnen, daß ich eine Weile stutzig wurde? Ich schäme mich meines Hochmuths. Ist nicht die ganze Welt ein großes Zuchthaus? Steht

nicht geſchrieben: »Er ſäuget einen italiſchen Sohn, welchen er annimmt?« Was bin ich gegen ſeine Buße, ſeine Reue, ſeinen Glauben, ſeine Liebe! Ich habe noch wenig Zuchthauserkenntniß gelernt.

Ich bat meinem Freunde mein Unrecht ab. Seit geſtern wandern wir zuſammen.

G., den 19. Mai.

Er ſandte ſeine Jünger je zween und zween! — Wozu er das jetzt an mir thut, weiß ich noch nicht, ich werde es wohl hernachmals erfahren — aber meine Seele iſt gebunden an dieſen Mann.

Gerechter Gott, ſechs Jahre Zuchthaus! Sechs träge Winter — jede lange Nacht allein in der Zelle, ohne Licht, ohne Schlaf, umgeben nur von den Schreckbildern des erwachten Gewiſſens. Und am Tage in Geſellſchaft von denen, die in gleicher Verdammniß ſind. Aber ſtrenges Schweigen iſt der Junge gebeten, und wo doch heimlich geflüſtert wird, da ſind es ſchandbare Worte und Narrentheidinge. Und ſechs Mal iſt es Frühling geworden, aber wenn es die Lerche nicht verrathen hätte, die kalten düſtern Mauern hätten es ſicher verſchwiegen.

Er hat im Trunk bei einer Schlägerei auf dem Tanzboden einen Kameraden auf das Haupt getroffen, und dieſer iſt an der Verletzung geſtorben.

Hunderttausend hat er in den einsamen Nächten die blutende Gestalt an seinem Lager gesehen, bis daß er Frieden gefunden in dem Blut, welches für alle Sünden geflossen ist.

Gerechter Gott, auch ich habe ja einst im Zorn meine Hand erhoben gegen meinen Bruder. Wer lenkte den Wurf, daß die schwere Scheere ihr Ziel verfehlte? Es war deine gnädige Hand. Herr, Herr, bewahre mich vor Blutschulden, laß mich lernen von diesem Buße und Reue und gieb, daß ich dich preise mein Lebenlang.

Aus Ernst Tiefners Brieftasche.

K., den 25. Mai.

Darf ich auch deine Liebe annehmen, du treue Seele? Ach, sie fällt wie ein kühler Thau in mein wundes Herz! Ich bedarfe ja des Trostes so sehr, um nicht völlig zu verzagen.

Er hat seine Wäsche mit mir getheilt, er hat die Nächte hindurch geflossen und meinen Anzug geflickt, er hält mich fest, wo die dürftigen Geschenke nicht ausreichen und er will keinen Dank, er sagt, er könne es wohl thun, er trage viel Geld in seiner Tasche. Himmlischer Vater, laß es wohl sein und vergilt du es, was er an mir Unwürdigen gethan hat.

Aber immer wird es nicht ſo bleiben, ihm ſtehen die Häuſer offen und bald wandre ich wieder allein. So gern ich arbeiten möchte, von mir heißt es immer: »Niemand hat mich gedinget!« Wann werde ich dahin kommen, daß mein Leib Ruhe und meine Seele Frieden findet!

Ich träumte einen ſchönen Traum drinnen im Zuchthauſe. Auch die Welt ſollte meine Schande vergeſſen, wie mir der Herr meine Sünden vergeben hat. Durch Treue, Fleiß und Sparſamkeit wollte ich ſie zudecken. Ich wollte beweiſen, daß es mir ein Ernſt wäre mit meinem Chriſtenthum, daß es eine wahrhaftige Erneuerung des Herzens giebt. O, wie jauchzte meine Seele auf, als ich das Wort des Apoſtels im Korinthbrief zum erſten Male wieder las, das Troſtwort für die Räuber und Läſterer und Trunkenbolde: »Solche ſind euer etliche geweſen; aber ihr ſeid abgewaſchen, ihr ſeid geheiligt, ihr ſeid gerecht geworden durch den Namen des Herrn Jeſu und durch den Geiſt unſeres Gottes.« Wie ein ſchöner, lichter Stern ſtand es von da an in den dunklen Mitternächten vor meiner Seele. Ein ſolcher biſt du geweſen, hieß es immer, nun aber abgewaſchen — und das Herz wurde mir groß und weit, der Stachel meines Gewiſſens war vergeſſen, ich ſchmeckte den Frieden Gottes und in weiter Ferne breitete ſich vor meiner Ahnung eine lichte Zukunft aus; ich wollte den Brüdern verkündigen, was der Herr Großes an mir gethan;

in fernem Lande wollte ich ſterben im Dienſte deſſen, der mich wie einen Brand aus dem Feuer geriſſen hat.

Aber ich war zu kühn. — Der Herr ſpricht: »Laß dir an meiner Gnade genügen!« Hinter dem Mord, auch dem unabſichtlichen, geht auf Erden der Fluch her: »Unſtät und flüchtig ſoll dein Fuß ſein!« Genug, daß er mich droben zur Ruhe bringen will.

Und doch ſpricht David im Pſalm, da er den Urias erſchlagen, nachdem er ſich gedemüthigt: »Ich will die Uebertreter deine Wege lehren, daß ſich die Sünder zu dir bekehren.« — — Herr, Herr, laß meine Seele ſtille ſein zu dir!

Aus Franz Schwertleins Tagebuche.

O., den 28. Juni.

Das Reiſen zu zween iſt zwar vergnüglicher, aber doch etwas koſtſpieliger. Von meiner Staatskaroſſe bin ich bald zur dreiräderigen Dräſine heruntergekommen, habe mich nur ein weniges auf dem gemeinen Poſtkarren umgeſehen, und ſeit einigen Tagen iſt auch mein letzter Silberling in Münze verwandelt. Wer nun meine Beinkleider ſtiehlt, hat eine getäuſchte Hoffnung mehr zu beklagen! Doch hab' ich alle meine geſunden Gliedmaßen noch, und

bin guter Dinge. Mein Seckel iſt die weite Welt! Ich ſchau', gebricht es mir an Geld, die Vögel unterm Himmelszelt, und hab' mein Sach' auf Gott geſtellt. — Mein Name iſt Schwertlein; der Steck iſt mein Pferdlein, ſo geht's in die Welt 'nein.

Mein Reiſegefährte wird mir von Tage zu Tage lieber. Er iſt jedenfalls ein philoſophiſches Genie und hat Anlage zu einem Gelehrten. Dazu mögen wohl die langen, einſamen Nächte im Zuchthaus beigetragen haben. Lieber Gott, was läßt ſich in der Zeit alles ausgrübeln! Aber, du, du, mich überläuft's eiskalt. Ich denke mir, in ſolchem Falle muß einer entweder ein philoſophiſcher Tiefdenker werden, und wenn's auch nur auf Spitzbübereien wäre, oder er wird ſtumpf und dumm. Was aus mir geworden wäre, weiß ich nicht. Ich glaube, ich bin wie eine Wachtel, ich hätte mir im Käfig den Kopf eingeſtoßen.

Wenn ich Anlage zur Philoſophie hätte, ſo hätte ich längſt einmal ausgeklügelt, wie's zugeht, daß ich von dieſem Manne nicht laſſen kann, trotzdem unſer Sinn ſo grundverſchieden iſt. Wir ſind beide voll bis zum Ueberlaufen; aber ich vor Fröhlichkeit, er vor Trauer und Schwermuth.

Geſtern haben wir Robinſon geſpielt. Meine Waſche nämlich iſt von je her meine Paſſion geweſen. Meine liebe Mutter gab mir als eine Reiſeregel mit auf den Weg: »Halt auf reine Wäſche und ganze Schuh, denn darauf ſieht man bei einem

Handwerksburschen zu allererst,« oder, wie ich mir den Spruch in ein Reimlein gesetzt: »Hemd rein, Schuh ganz, hilft durch die Welt, Franz!« — Also, es war gestern drückend heiß, ich hatte meinen Rock ausgezogen und wurde dabei an meinen Spruch erinnert. Wir kamen an einem stillen Wasser vorbei und beschlossen zu baden. Dabei wusch jeder seine beiden Hemden und wir wollten so lange im Wasser bleiben, bis sie wieder trocken wären. Aber entweder war bei Robinson die Luft noch heißer zum Trocknen, oder das Wasser war wärmer, daß sich's länger drin aushalten ließ, ich fror bei zwanzig Grad Wärme, unter uns gesagt, wie ein — Schneider. Ja, ich habe mich in meines Handwerks Namen vor dem Tischler geschämt, denn dem schien's besser zu bekommen.

Hinterher hielten wir offne Tafel. Frisch Brod und delikate Kirschen, und da habe ich mein Handwerk wieder zu Ehren gebracht, denn ich habe gegessen wie ein Grobschmied.

Aus Ernst Tiefners Brieftasche.

D., den 30. Juni.

Wieder vergeblich an alle Thüren angeklopft — die große, weite Stadt mit den vielen Werkstätten hat doch keinen Platz für mich. Wir sollen

nicht ſorgen für den andern Morgen, ach jeder neue Tag mit ſeiner Laſt erdrückt mich ganz. Dem treuen Gefährten darf ich meinen Kummer nicht klagen, er thut ohnedies zu viel an mir. Meine Kleidung reißt immer mehr ab, ſeine fleißige Nadel vermag ſie kaum noch zuſammen zu halten. Und ſoll es denn immer ſo fort gehen? Soll ich mich wie ein ſchweres Bleigewicht an ſeinen leichten, fröhlichen Schritt hängen! Soll ich ihm ſeinen Sparpfennig aufzehren! Und wenn er ſo viel Geld hätte, warum ſchafft er ſich keine neue Wäſche an? Er ſagt, er wolle nicht ſo ſchwer tragen. —

Schwer tragen! Was iſt ſchwer? — Sechzig Pfund auf dem Rücken eines Handwerksburſchen ſind es nicht, wenn eine freie, lachende Zukunft vor ſeinen Blicken offen liegt. Aber mein Weg iſt ſchwer. — Meine Sünde iſt mir wie eine ſchwere Laſt zu ſchwer geworden! Wenig und böſe iſt die Zeit meines Lebens geweſen. Ja die Sünden meiner wilden, wüſten Jugend liegen ſchwer auf mir! O, ich habe Stunden, wo ich zweifele, ob ſie mir auch wirklich vergeben ſind; ob nicht ein bloßer Wahn meine ſtille Seligkeit im Zuchthauſe war — ob nicht Fieberhitze, aufgeregte Phantaſie mich in den Worten des Predigers einen falſchen Frieden finden ließ; ob ich nicht umhergehen muß, nicht blos gebrandmarkt an der Stirn, ſondern auf dem Herzen den ſchweren Fluch der unverſöhnten That. —

Ich möchte zurück ins Zuchthaus, zurück in meine einsame Zelle. — Wenn ich Wärter werden könnte in den Mauern, die jedem Andern unheimlich scheinen, wenn mir der niedrigste Dienst im Hause anvertraut würde, wie sollte es mir eine Stätte des Friedens sein! Dann dürfte ich meinen Mund weit aufthun gegen die Unglücklichen um mich her — ach viele büßen ja um minder schwere Schuld als ich — o, wie sollte mir das Herz aufgehen in heißer, brünstiger Liebe — aber, wer mag den entlassenen Sträfling zum Hüter über die andern setzen, und wenn man es thäte, welcher Gefangene würde auf mein Wort achten, da sie mich alle kennen und meine Schuld. Also zurück möchte ich in meine einsame Zelle! — O, wie viel seliger war ich in derselben, als hier in der Welt, die mich von sich stößt. Zurück in den Kerker, oder weit, weit fort in ein fernes Land. Aber ich kann nicht fort. Meine Füße sind gefesselt an den Boden dieses Vaterlandes, das doch kein Herz mehr für mich hat. Und ob ich fort könnte, ob mich die Füße auch weit hinweg trügen, wer will sich des zerlumpten Bettlers annehmen?

Herr, verzieh mir mein Murren! Du hast mir die treue Seele zugeführt, die noch bis jetzt nicht von mir gelassen hat — deine Hand ist nicht zu kurz geworden — Herr, ich warte auf dein Heil!

Aus Franz Schwertleins Tagebuche.

H., den 10. Juli.

Was iſt dir, Schwertlein! Warum betrübſt du dich und hängſt den Kopf wie eine Herbſtblume, die der Froſt getroffen? Weil du ſie verloren haſt, die treue Gefährtin deiner Jugend? Weil deine Zier, deine Freude, deine Krone dir vom Haupte, oder richtiger aus der Weſtentaſche gefallen iſt? Hat nicht ſchon der weiſe Salomo geſprochen: »Alles iſt eitel!« Muß nicht die Welt vergehen mit ihrer Luſt! Steht nicht geſchrieben: »Wer Vater, Mutter, Bruder, Schweſter, Weib oder Kind mehr liebt, als mich, der iſt mein nicht werth!« — Und du willſt um einer ſchäbigen Uhr willen ſolch Aufhebens machen?

Zwar, wenn ich bedenke, wie ſauer ſie mir geworden iſt, wie manche Nacht ich durchwacht habe, bis ich ſie erobert — (ich konnte in Wahrheit von ihr ſagen: daß du ſo ſchön biſt, habe ich meinem eignen Leichnam abgebrochen) — wenn ich bedenke, wie wenig ein Handwerksburſch eigentlich hat, was er wirklich ſein nennen kann, ſo finde ich es recht bitter, wenn er ſich von dem Wenigen, was er hat, noch trennen ſoll, wenn er — — Franz Schwertlein, beſinne dich, du biſt doch, bei Lichte beſehen, nichts weiter, als ein elender, hochmüthiger Schneider. Ich ſchäme mich dein, gemeine Seele! Machſt ein Lamento um deine Uhr, und vor hundert Jahren hat noch kein Menſch eine getragen. Biſt du beſſer,

als deine Väter! Blicke deinem Kameraden ins Angeſicht, ſtatt auf das Zifferblatt deiner Uhr. Siehe wie künſtlich und fein iſt ein Menſch bereitet. Sollte um eines ſchlechten Uhrwerks willen ein Menſchenkind darben? Nun und nimmermehr.

Freilich habe ich ſie um ein Billiges hingeben müſſen, aber es iſt beſſer, wenig mit Gerechtigkeit, denn groß Einkommens mit Unrecht. Alſo luſtig und guter Dinge! Für etliche Zeit haben wir wieder zu leben. Natürlich, der Bruder Schwermuth darf nicht wiſſen, wo das Geld herkommt, beileibe nicht. Darum habe ich meinen Nähring an das Uhrband geknüpft, wenn's nicht etwa halb und halb aus Hochmuth geſchehen iſt, daß die Welt denken ſoll, ich trage noch eine Uhr.

Was aber endlich werden wird — nun, darüber will ich mir Gedanken machen, wenn ich des Geldes für die Uhr los und ledig bin. So viel ſteht feſt, verlaſſen darf ich den Tiſchler nicht und ſollte ich den Rock verkaufen müſſen und in Hemdärmeln weiter laufen. Ich kann auch nicht eher Arbeit nehmen, bis ich ihn untergebracht weiß, obſchon es mir in dem ſchönen L. gut genug geboten wurde.

Manchmal zerbreche ich mir den Kopf, ob dem Armen nicht auf irgend eine andere Weiſe zu helfen wäre; denn auf ſein Handwerk muß er in Wahrheit betteln gehn. Ich zittere, ſo oft unſere Wanderbücher viſirt werden müſſen, daß man uns **sans façon** nach Hauſe ſchreibt, denn wir laufen ja ſchon über

die geſetzliche Zeit. Dreimal habe ich uns bereits losgebettelt, aber auf die Länge hilft das doch nicht mehr. Und dann müßten wir uns ja doch trennen! Nun, unſer Herrgott hat ſicher noch Rath, und hat auch gewiß etwas Sonderliches mit dieſem vor, deß tröſt' ich mich und will mich nicht um den Segen bringen, es mit anſehen zu können. Alſo wir bleiben ungeſchieden, bis es per Ordre geſchehen muß.

Doch um noch einmal auf meine Uhr zu kommen; — weil ich nicht blos ein gemeiner Schneider, ſondern zugleich eine Art poetiſcher Kleidermacher bin, kann ich nicht anders ſchließen, als mit einer Elegie auf die Unvergeßliche. Ich könnte anfangen, mich an das Mantellied anlehnend: »Du haſt ſo manche liebe Nacht, mit tick und tack und tack und tick, getreu an meinem Bett gewacht« — doch das wird zu herzbrechend, da halt' ich's nicht bei aus. Alſo: »Fragt mich nun eins: Was iſt die Uhr? So zieh' ich keck an meiner Schnur, und wer vom Nähring juſt nichts weiß, der denkt, es iſt ein Uhrgehäuf'." ""Ei, Schneiderlein, dein' Uhr iſt klein! Ich ſeh' ja dran kein Zifferblatt; ſag' an, wer's dir geſtohlen hat?"" "Und mancher denkt in ſeinem Sinn, was ich ein ſtolzer Schneider bin!" — Der Schluß kann wiederholt werden.

J., den 13. Juli.

Vergieb mir, Bruderherz, daß ich zum Schleicher geworden bin. Aber gesegnet die Stunde, da ich heimlicher Weise deine Herzensergießungen aus der Brieftasche gelesen habe. Denn nun ist's mir plötzlich klar geworden, wo du zu Ruhe kommen sollst, und was der Herr mit dir vorhat. Missionar mußt du werden! Wenn einer dazu paßt, so bist du's. Und was ich dabei zu thun habe, das wußte ich auch gleich. Ich habe an das Comité nach B. deinetwegen geschrieben. 'S ist freilich nur ein schlechter Brief, aber unser Herrgott kann mit wenig viel ausrichten. Und habe ich nicht vor zwei Jahren in B. gearbeitet? Bin ich nicht oft genug beim Jünglingsverein im Missionshause gewesen? Kenne ich nicht ihrer etliche der Zöglinge? Hat mich nicht der Inspektor sogar nach meinem Namen gefragt? Warum sollte ich also nicht an das Comité schreiben können?

Ich setze aber Abschrift von dem Brief in dies Büchlein, und die Antwort soll auch mit hineinkommen, zum Andenken für die kommenden Geschlechter der Schwertleins. Mein Herz sagt mir, die Antwort muß bejahend ausfallen. Mein armes Brieflein aber lautet:

»Hochehrwürdige Herren!

Ew. Hochehrwürden wollen nicht für ungut nehmen, wenn ich, der Schneidergesell Franz Schwertlein aus Zittau, so frei bin, auf meiner Wander-

ſchaft eine demüthige Bitte an Dieſelben zu richten. Ich bitte aber nicht für mich, ſondern für meinen Kameraden. Was nun das Herkommen dieſes Kameraden anbetrifft, ſo müſſen Ew. Hochehrwürden dabei an das Sprüchlein denken: »»Wir ſind allzumal Sünder.«« denn er kommt geraden Weges aus dem Zuchthauſe. Aber Ew. Hochehrwürden erſchrecken nicht, denn ob ich ſchon ehrlicher Leute Kind bin und mein Vater ſeiner Zeit Schöppe geweſen iſt, ſo rechne ich mir's doch zum beſondern Ruhm, mit dieſem beſagten Tiſchler Ernſt Tiefner aus Heiligenſtadt nun ſchon faſt über 8 Wochen zuſammen gewandert zu ſein. Ew. Hochehrwürden ſollten nur wiſſen, wie ſchwer die Hand des Herrn auf ihm liegt, und wie er ſeinen Herrn Jeſum lieb hat. Er möchte gern arbeiten, aber Niemand will ihn dingen, Niemand nimmt ſich ſeiner an. Dabei dünkt mich, hat er einen ſonderlichen Beruf in ſich für die heilige Sache der Miſſion und ſein Herz iſt ihm inwendig entbrannt dafür. Aber weder Ew. Hochehrwürden, noch ich, hätten jemals ein Wort davon erfahren, wenn ich nicht heimlich in ſeiner Brieftaſche geleſen hätte. Doch da ſteht's auch nicht mit klaren Worten, denn er hält ſich für viel zu unwürdig zu ſolch hohem Werk. Er möchte nur gern der Welt durch ſeinen Wandel Beweis geben, daß es ihm ein Ernſt iſt mit ſeinem Chriſtenthum. Aber die Welt will ſolches Beweiſes nicht. Ich ſchreibe auch dieſen Brief ohne ſein

Wissen. Aber weil er zu blöde ist zur Bitte, sonderlich da ihn die lange Irrfahrt und der viele Spott und Hohn erst noch blöder gemacht hat, so treibt mich mein Herz, für ihn demüthigst zu schreiben, ob es Hochehrwürden nicht mit ihm versuchen wollten. Ich bitte Ew. Hochehrwürden um Christi willen, meinen Brief nicht zu verachten, und es mit ihm zu versuchen, damit er nicht anfängt zu zagen und zu zweifeln, denn es geht ihm gar zu traurig. Ich bin überzeugt, Hochehrwürden würden mit ihm zufrieden sein. Er hat ein demüthiges Herz und schöne Kenntnisse. Er hat sechs Jahre im Zuchthause gesessen und Gottes Wort studirt und wenn er es auch nicht hebräisch kann, so weiß er es doch deutsch fast auswendig. Sein Alter ist 25 Jahr. Ich weiß nicht, ob ich Ew. Hochehrwürden genug gebeten habe; aber wenn Dieselben meine Bitte abschlügen, und ich sähe meinen Kameraden an, so müßte ich denken, meine schlechte Vorstellung wäre daran Schuld, und ich wollte mich grämen, als wär' mir meine Mutter gestorben.

Mit der flehendlichen Bitte zu Gott, daß er Hochehrwürden das Herz lenken wolle, habe ich die Ehre zu sein u. s. w.

Nachschrift. Die beiden Flecken da auf meinem schlechten Schreiben kommen von einem Paar Tropfen, die mir vor Freuden aus den Augen fielen, als ich daran dachte, daß Hochehrwürden nicht würden nein sagen können. Wenn Hochehrwürden mir

gefälligſt Antwort geben wollten, ſo belieben Sie dieſelbe an die Schneiderherberge in Magdeburg zu richten, abzugeben an Franz Schwertlein aus Zittau, und wenn's nicht zu viel wäre, ſo wollte ich noch bemerken, daß ich in 14 Tagen, ſo Gott will, daſelbſt einzuwandern gedenke, und Gott danken wollte, wenn ich Antwort bereits vorfände."

Dies mein Brief; und nun ziehe er hin im Namen des Herrn. Es ſegne ihn Gott, unſer Gott. Daß ich aber das Alles ſtill für mich behalten muß, iſt das ſchwerſte Stück bei der ganzen Geſchichte. Doch wenn ſie mir die Bitte abſchlagen, ſo darf er es nie erfahren. Ich könnte es nicht ertragen, wenn ich ihm dieſe neue, bitterſte Täuſchung ſollte bereitet haben. Er erfahre nur, daß wir uns durch die Altmark nach Magdeburg ſchlagen wollen.

Aus Ernſt Tiefners Briefta ſche.

P., den 22. Juli.

Bin ich doch hintergangen von dir, du treue Seele! Haſt du die Uhr meinethalben verkauft, ſo iſt mir's auch gewiß, daß du keine Arbeit nimmſt, um mich nicht allein ziehen zu laſſen. O du treuſter Freund! wenn ich Armer, aus der menſch-

lichen Geſellſchaft Verſtoßener, noch irgend einen Segen habe, ſo müſſe er auf deinem Haupte ruhen. Aber was ich thun ſoll, das weiß ich jetzt auch. Du verläſſeſt mich nicht, wohlan, ſo muß ich dich verlaſſen. Ich muß dich verlaſſen, und weil ich nicht den Muth habe, dir das in das Geſicht zu ſagen, weil ich mit Worten nicht Abſchied nehmen kann von dir, ſo muß ich dich heimlich verlaſſen.

Aber wohin ſoll ich mich wenden? Wohin wenden? Als ob ich darüber noch beſtimmen könnte! Vielleicht ſchon im nächſten Nachtquartier werde ich nach Haus geſchrieben. Zurück muß ich nach meiner Heimath, zurück nach dem Ort, der mir ſo fremd iſt, wie jeder andere, in dem ich auf nichts mehr ein Recht habe, als auf die Gräber meiner Eltern. Da ich vom Zuchthaus kam, ſah mich jeder ſcheel an, jetzt kehre ich zurück, ein Schauſpiel der Menſchen, ein Spott der Leute, nicht krank genug, um im Spital auf Stadtkoſten unterhalten zu werden, aber doch ſo ausſätzig, daß mein Handwerk mich ausſtößt.

Herr, mein Gott, dennoch bleibe ich an dir! Ich trage nur, was meine Thaten werth ſind, und flehe dich an um deine Gnade. Verlaß du mich nicht, wenn ich jetzt auch meinen einzigen Freund verlaſſen muß. Ich weiß, du haſt über mich nur Gedanken des Friedens. Ich will mein Handwerk aufgeben, da es mich aufgiebt. Ich will gehen und an der Eiſenbahn Arbeit ſuchen, daß ich mein Leben

friſte. Ach, ich gehe einem wilden, wüſten Treiben entgegen! Herr, eins bitte ich von dir, gieb mir wieder einen Freund, laß mich eine Seele finden, die mit mir eines Sinnes iſt, damit ich nicht ſo ganz verlaſſen ſtehe. Doch vergieb. Wenn ich nur dich habe, ſoll ich nicht fragen nach Himmel und Erde.

Und nun lebe wohl, du mein treuſter, beſter Freund auf dieſer Erde. Weine nicht um mich, härme dich nicht. — Einer iſt, der mich tröſtet, und wir werden einſt Beide dahin gelangen, wo kein Leid mehr iſt, wo Gott ſelbſt abwiſchen wird alle Thränen.

Aus Franz Schwertleins Tagebuche.

U., den 24. Juli.

Das fehlte gerade noch. — Meine Füße wollen ſchon nicht mehr den gewöhnlichen Schritt gehen, ich ſtudire bereits an der Rede, mit der ich ihm das Schreiben aus B. überreichen will — und zwei Tagereiſen vor dem erſehnten Ziele läuft er mir aus dem Garn. Es ſteht geſchrieben: »Des Herrn Rath iſt wunderbarlich und führet es herrlich hinaus!« Wunderlich geht es bereits, das herrlich haben wir gewiß bald zu erwarten.

Aber was thue ich nun? Setze ich dem Flüchtling nach? Wo ſoll ich ihn finden! Ich verſäume

darüber das Wichtigste, den Brief. Und wenn ich ihn fände, was soll ich jetzt mit ihm anfangen? Soll ich ihm von dem Trost sagen, der erst noch unterwegs ist? Soll ich seine gesunkenen Hoffnungen noch einmal in die Höhe schrauben, damit sie vielleicht um so grausamer wieder niedergetreten werden? Nein, erst muß ich den Brief holen und dann will ich ihn suchen, so weit mich meine Füße tragen.

Ach der Aermste kann mir ja ohnedies nicht entlaufen! Dafür sorgt eine wohledle Straßenpolizei. Die hat ihm seinen Weg bereits zudiktirt. Für uns Handwerksburschen pflegt sie ganz absonderliche Fürsorge zu tragen. Doch stille. Keine aufrührerischen Gedanken! Wir Schneider stehen ohnedies im Verdacht der Demagogie, seitdem Weitling unser Handwerk so in Verruf gebracht hat. Es ist eine merkwürdige Zeit. Die Schneider spielen eine große Rolle. Man will Staat und Kirche zuschneiden, wie einen modernen Frack. Ich wasche meine Hände in Unschuld.

R., den 25. Juli.

Da haben wir die Herrlichkeit frisch hinter dem Wunderbarlichen her. Wenn mir nicht so ernsthaft zu Muthe wäre, wär's eigentlich zum Kranklachen. — Also in einem Quartiere liegen wir zusammen!

Aber ich will ihn und darf ihn noch nicht ſehen. Er ſoll nicht wiſſen, daß ich hier bin.

Am allermeiſten freue ich mich darüber, daß er ſo richtig auf mein Herz ſpekulirt und ſich dabei doch verrechnet hat. Ich habe es immer geſagt, Bruder Tiefſinn iſt ein Erzgrübler. Daß ich hinter ihm herſetzen würde, hat er richtig herausgebracht und hat gemeint, er könne mich nicht beſſer von ſeiner Spur abbringen, als wenn er den verabredeten Weg gerade fort geht — aber daß ich vor allen Dingen erſt nach Magdeburg müßte, hat er freilich nicht wiſſen können. So treffen wir denn richtig hier zuſammen. Ich bin ſo vergnügt, daß ich vor Freuden Bocksſprünge machen könnte. Doch pfui! über dies Wort, das mir noch dazu in der ehrſamen Schneiderherberge entfährt.

Aber warum denn: pfui? — Hat Niemand etwas dagegen, wenn man einen König mit einem Adler, einen Feldherrn mit einem Löwen, eine Jungfrau mit einem Schwan vergleicht, und wenn das Sinnbild der Gelehrſamkeit eine Eule und das der Kraft gar ein plumper Stier iſt, warum ſoll's denn ehrenrührig ſein, wenn man uns Schneider mit der fröhlichen Geis zuſammenſtellt? Oder, ſo frag' ich füglich: Iſt das anzüglich, wenn wir, mit wenig begnüglich, an Leib und Beinen zwar mager erſcheinen, aber flink ſind trotz einem? — Ein luſtiger Muth, bei wenigem Gut, das iſt das rechte Schneiderblut.

Doch ernſthaft, Schwertlein! Du ſpielſt gewiſſermaßen jetzt eine Art Schutzgeiſt, wahre deine Würde.

Er hat ſich oben im Dachkämmerlein bereits eine Lagerſtätte geſucht; wohl, ſo kampire ich hier unten. Aber durch's Schlüſſelloch möchte ich ihn gar zu gern mal ſehen. Die Wirthsfrau ſagt, daß er ſehr über Schmerzen im linken Fuß geklagt, und ſich Talglappen hat geben laſſen. Siehſt du wohl, Herr Furwitz, daß du nicht ohne den Schwertlein ſein kannſt? Bekommt dir der eine Tag deiner Wanderſchaft **solo** ſchon ſo übel, was hätte auf die Länge aus dir werden ſollen? — Ich komme mir vor, wie ſein böſes Gewiſſen, nur daß ich lauter heilſame Dinge für ihn im Sinne habe.

Ach Herr, mein Gott, wie haſt du mich ſo glücklich gemacht!

Den 26. Juli früh.

Eben habe ich durch das Eckfenſter ihn abhinken ſehen. Faſt wäre ich mit dem Kopf durch die Scheiben gefahren und hätte hinter ihm hergerufen. Aber bilf Himmel, wie hinkt der arme Menſch. Auf dieſe Weiſe wäre er ſicher nicht nach Magdeburg gekommen, wenn nicht der liebe Gott wiederum geholfen hätte. Da muß nun gerade heut Nacht hier im Gaſthofe ein freundliches Herrlein logiren

mit einem offnen Waglein und mir freie Fahrt bis Magdeburg anbieten. Das kam wie gerufen. Ich erzählte ihm von meinem Plane, so viel eben nothwendig war, hat es auf etliche Pfund nicht ankommen zu lassen und statt eines Schneiderleins einen bankfesten Tischler einzupacken — das Herrlein gewährte und hat nun bereits den lahmen Ernst eingeholt und aufgepackt. Ueber das alles hat er versprochen, nichts zu verrathen. So fahret Jener nun seinem Verhängniß entgegen, und ich habe nichts weiter zu thun, als zu machen, daß ich hinterher komme.

M., den 26. Juli. Abends.

Des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagt Ding! — Da stehe ich nun und habe die Hülfe des Herrn verbrieft und versiegelt in der Hand, und doch will's mit dem Freuen noch nicht so recht von statten gehen. Und das alles blos darum, weil der liebe Herrgott im Himmel andere und höhere Gedanken hat, als ein blodsichtiges, durstiges Schneiderlein. Vor 14 Tagen hätte ich die hellen Freudenthränen geweint, wenn ich das gewußt hätte, was ich jetzt weiß, und heute thue ich, als ob mir's noch gar nicht genug wäre, als wenn ich dabei noch etwas dran zu geben hätte. Franz Schwertlein schäme dich, gieb Gott die Ehre und sei fröhlich und guter Dinge.

Heute wird's aber doch zu ſpät, daß ich den Brief nach der Tiſchlerherberge trage. Auch muß ich erſt das Niederſchlagepulver wirken laſſen, damit ich morgen geſund und friſch vor dem Tiefner ſtehe. Ich will lieber jetzt, wie ich gelobt, den Berliner Brief abſchreiben, wenn auch nicht zum ewigen Andenken für die kommenden Geſchlechter der Schwertleins, doch für's Künftige zu meinem eignen Nutz und Frommen:

„B., den 28. Juli.

Im Namen des Comité bin ich beauftragt, Ihnen auf Ihre liebe Zuſchrift Antwort zu geben.“ (Alſo das ganze Comité hat ſich meinetwegen incommodirt. Das macht mich ganz weich.) „Wir haben uns innig erquickt an Ihrer treuen Liebe für den unglücklichen Tiefner, und fühlen das aufrichtigſte Mitleiden mit ſeiner traurigen Lage.“ (Kann einer freundlicher ſchreiben?) „Von Herzen gern bieten wir die Hand, um ihm, ſo viel in unſern Kräften ſteht, wieder aufzuhelfen,“ (was will ich Nimmerſatt denn mehr?) „obſchon wir Ihren Wunſch in Betreff ſeiner Aufnahme im Miſſionshauſe für jetzt nicht erfüllen dürfen.“ (Alſo nicht einmal für immer abgeſchlagen!) „Können wir es ſchon nicht verantworten, auf das bloße Zeugniß eines Einzelnen hin einen ſonſt auch bürgerlich unbeſcholtenen Menſchen ohne Weiteres in die Reihen unſerer Zöglinge aufzunehmen, ſo gibt das noch viel weni-

ger in dem vorliegenden Falle, und obſchon wir nicht glauben, daß Sie das Miſſionswerk überhaupt zu leicht anſehen, ſo hat Sie doch bei Ihrer Bitte die Liebe zu Ihrem Freunde die für uns ganz unabweislichen Rückſichten vergeſſen laſſen.« (Milde genug für einen hochmüthigen Schneiderlump!) »Wir dürfen vor Gott und unſerm Gewiſſen nicht eher einen Beſchluß faſſen, wie Sie ihn fordern, bis wir, ſo weit das vor Menſchenaugen möglich, nach eigener, chriſtlicher Prüfung die feſte Ueberzeugung gewonnen haben, daß kein falſches Feuer zu dem Verlangen getrieben hat, und daß der rechte, innere Beruf mit den nöthigen Gaben verbunden iſt. Erwägen Sie ferner, was der Apoſtel an Titus ſchreibt, und was uns gerade für unſere Miſſionszöglinge ein beſonders wichtiges Wort iſt: »»Allenthalben aber ſtelle dich ſelbſt zum Vorbilde guter Werke, — auf daß der Widerwärtige ſich ſchäme, und nichts habe, daß er von uns möge Böſes ſagen.«« Iſt es nicht, und es ſtimmt ja dies mit ſeinen eigenen Aeußerungen, die Sie uns mittheilen, überein, iſt es nicht nach dieſem Wort für jetzt für Ihren Freund heilſamer, wenn er in dem Berufe, darin er von Gott berufen iſt, ſich den guten Leumund, von dem der Apoſtel redet, wieder zu verſchaffen ſucht?« (Ich kann bald nicht weiter ſchreiben! Wie viel Mühe giebt ſich der liebe Mann meinetwegen — und ich Eſel wollte doch noch mucken.) »Sie ſagen: aber Niemand will ihn

dingen! — Ihr Brief und das Bild, das Sie von Ihrem Freunde entworfen haben, hat für Sie Beide auf uns einen so vortheilhaften Eindruck gemacht, daß auf unsere Verwendung ein biesiger, sehr achtbarer Meister, der zugleich unserer heiligen Sache von ganzem Herzen zugethan ist, sich gern entschlossen hat, dem Tiefner in seiner Werkstatt Arbeit zu geben. Er findet hier bei hinlänglichem Lohn und guter Behandlung Gelegenheit genug, Zeugniß abzulegen von seinem Glauben, seiner Liebe und seiner Geduld, und wir werden gern jede Veranlassung benutzen, ihn näher kennen zu lernen." — — (Ich kann nicht weiter schreiben, ich muß mich sonst zu Tode schämen! Es geht nicht anders, ich renne heut Abend noch nach der Tischlerherberge.)

Aus Ernst Tiefners Brieftasche.

M., den 3. August.

Da liege ich nun schon seit 8 Tagen hier im Spital, mein Fuß hat sich entzündet und läßt mich nicht fort — aber mein Herz ist desto gesunder, ist voll Lob und Dank; meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes, denn er hat meine Niedrigkeit angesehen. Mein stiller, heißester Wunsch bei Tag und Nacht ist erhört, ich habe wieder Arbeit und das bei einem Meister, der mich nicht verachtet und

verhohnt, der mich verflucht und Mitleiden und Geduld mit mir hat. Ich danke dir Gott, ich danke dir, daß du so freundlich bist.

Und nächst Gott habe ich doch dies alles dir zu verdanken, du treues, liebes Bruderherz. Ach dein Angesicht glänzte wie das Antlitz Moſis, da du mit dem offnen Briefe an mein Schmerzenslager tratest, und mir um den Hals fielest mit den Worten: Freue dich, denn deine Ritterschaft hat ein Ende. Du wolltest verlesen und konntest nicht, und wir weinten Beide lange. Ich kann dir auch keine Vorwürfe machen, daß du, von deiner Bruderliebe verblendet, einen solchen Brief zu schreiben wagtest. Deine ganze Seele muß aus demselben gesprochen haben, sonst hätten sie ihn nicht in Liebe vertragen. Mein Betragen wird ihnen ja zeigen, daß ich mich nicht in Hochmuth zu solchem Verlangen erhoben habe. Darauf hast du mich hierher ins Spital gebracht, und Gott sei Dank, der Fuß fängt bereits an sich zu bessern. Es ist das wohl noch eine recht heilsame Zucht für mich, daß ich hier das Stillesein und Harren einüben muß, denn mein Herz ist längst voraneogeilt nach dem fernen D. Herr, hilf du mir, daß ich nur erst diesen Weg noch zurücklegen kann, und heile den kranken Fuß, daß ich wandere und nicht müde werde, daß ich laufe und nicht matt werde.

Mein treuer Schwertlein hat Arbeit gefunden hier in der Stadt. Er kommt immer in der Däm-

merzt auf ein flüchtiges Halbſtündchen, um ſich zu erkundigen, ob mir etwas fehle und bringt mir eine Erquickung mit. Aber am Sonntage ſaß er den ganzen langen Tag an meinem Lager. Er arbeitet über Feierabend, ſonſt bliebe er wohl jeden Abend an meinem Bett. Segne der Herr deine Arbeit, mein treuer, fleißiger Franz! Auch deine Kleidung iſt ja von der langen Reiſe abgeriſſen, du haſt ſo mancherlei mit mir getheilt, deſſen du nothwendig genug bedarfſt, und haſt ja von jeher auf Sauberkeit und Ordnung gehalten. Ach, ich weiß es ja, welch ein Jammer auf einem heruntergekommenen Handwerksburſchen liegt, wie ihn Jeder miſstrauiſch anſieht, wie ihn Niemand ſo leicht in Arbeit nimmt, trotzdem er es gerade am nöthigſten hat. Segne der Herr deine Arbeit mein treuer, lieber Franz, jetzt und ferderweit, daß du reichlich wiederfindeſt, was du an mir gethan haſt.

Aus Franz Schwertleins Tagebuche.

M., den 12. Auguſt.

Die Freude muß das beſte Wundpflaſter von der Welt ſein! Ernſt hinkt bereits wieder umher, daß es eine Luſt iſt, und probirt täglich ſeine wachſenden Kräfte.

Wenn ich ſo in einſamer Nacht ſtill für mich hin bei der Nadel ſitze, und um die Müdigkeit zu

vertreiben, an die jungſtverlebte Zeit zurückdenke, dann überfällt mich oft eine ſeltſame Freude, bei der die Augen ganz naß werden. Beſchreiben kann ich es nicht, es will das an dem eigenen Herzen erfahren ſein; aber ich ſehe den Finger des Herrn deutlich vor Augen. Nun wieder, daß er mich hier Arbeit finden läßt, daß ich einen ſchönen Verdienſt habe, daß die Eiſenbahn von hier nach B. geht — es paßt alles gar zu trefflich. — —

Heute Morgen verſuchte mich die Schlange der Hoffahrt, der Geizteufel, der Geiſt der Selbſtſucht, oder was es ſonſt für ein ſchwarzer Geſelle war. »Zittauer«, bot mein Meiſter bei der Arbeit an, »ich ſehe, du ſparſt, und deß freue ich mich. Ein ordentlicher Kerl hält etwas auf ſeinen Leib, und man merkt die lange Wanderſchaft an deinem Zeug. Ich habe da ein ſchönes, preiswürdiges Tuch und will's dir zum Einkaufspreiſe überlaſſen. Du ſollſt es auch nicht gleich auf einmal bezahlen, ſondern kannſt es abarbeiten.« Was ſoll ich es leugnen, ich wurde eine Weile ganz ſchwach; dann aber fielen mir meine beiden geſunden Füße, ſammt dem lahmen Ernſt wieder ein, und ich ſprach in meinem Herzen: Hebe dich weg, Satanas! »Meiſter«, antwortete ich dann, »laſſet mich meinen Weg gehen, zu einem neuen Rocke bringe ich es in eurer Werkſtatt doch wohl; was ich jetzt ſpare, das zielt auf die Kleidung dort oben, damit ich da einmal nicht bloß erfunden werde.« Als aber die andern Geſel-

len zu Beit gegangen waren, hat er mich bei Seite genommen und hat geſagt: »Zittauer was haſt du vor?« Und als ich mich nicht länger habe weigern können, hab' ich ihm den ganzen Handel erzählt von dem Tiefner, wie ſelig er jetzt ſei, wie er aber den weiten Weg nicht zu Fuß machen könne, und wie ich ihm heimlicher Weiſe ein Billet auf der Eiſenbahn kaufen wolle. Darauf hat der Meiſter geſprochen: »Da ſoll Rath werden, Zittauer, zu künftigem Sonntag will ich etliche gute Freunde anſprechen.« Ich aber habe gebeten, er wolle mir meine Freude nicht verderben, auch fehlten mir nur wenige Groſchen; wolle er aber aus chriſtlicher Liebe etwas thun, ſo ſolle er die Papiere des Tiſchlers auf der Polizei in Ordnung bringen, denn der ſolle nicht eher von ſeiner nahen Abreiſe etwas erfahren, bis es den andern Morgen ſchon fortgehen müſſe. Da hat mir der Meiſter die Hand gedrückt und hat geſagt: »So gehe du deinen Weg, Zittauer, und laß mich den meinen auch gehen. Es ſoll dir deine Freude nicht verdorben werden!«

Ich aber bin in mein Schlafkämmerlein geſtiegen, habe meinen Abendſegen geſprochen, und bin flugs und fröhlich eingeſchlafen.

Ernſt Tiefner an den Schneidergeſellen Franz Schwertlein in Magdeburg.

B., den 22. Auguſt.

Liebes Bruderherz!

Wenn der Herr die Gefangenen Ziens erlöſen wird, dann werden wir ſein, wie die Träumenden! So geht es mir jetzt! Ich kann Dir nicht ſagen, mit welchen Gefühlen ich jetzt wieder an der Hobelbank ſtehe und die Späne ſich kräuſeln ſehe! Wie ein Kind möchte ich danach haſchen. Meine ganze Seele iſt lauter Lob und Preis. Du haſt meinen Dank verſchmäht, und es war beſſer ſo. Was Du an mir gethan haſt, dafür kann ich nicht danken mit armen Worten und hier in dieſem Leben. Ich lege meinen Dank dem ans Herz, der auch den Becher Waſſer nicht will unvergolten laſſen. Er hat auch meine Thränen gezählt, die ich geweint habe über Deine Liebe.

Meine Seele hatte keine Ahnung von Deinem letzten Liebesdienſte. Als Du in der Dämmerſtunde wie gewöhnlich zu mir hereintratſt und von unſerm nahen Abſchiede ſprachſt, bewegter als je; als Du mir das eingeſchlagene Blatt zuſchobſt und mich bateſt, dies Papier als Andenken von Deiner Hand anzunehmen, da merkte ich noch immer nichts, und als Du mir plötzlich unter ſtrömenden Thränen um den Hals fieleſt und ausrieſeſt: „Die Stunde des Abſchiedes iſt ſchon da, lebewohl, lebewohl, der Herr

ſei mit Dir! und hinausſtürztest, noch ehe ich recht begriff, was Du thatest: da ſaß ich noch lange ſtumm und wußte nicht, wie mir geſchehen war. Endlich öffnete ich das Papier und meine Thränen ſtrömten lange, lange. Ich wollte Dir nacheilen, aber ich vermochte es nicht. Ich ehrte Dein Gefühl, das für ſolche That meinen Dank nicht ertragen konnte. Und ehe ich mich noch wieder gefaßt hatte, da trat Dein Meiſter herein und brachte mir von den theuren chriſtlichen Wohlthätern den neuen, fertigen Anzug. — —

Franz, Bruderherz, laß mich hier ſchließen! — ich kann Dir heute nicht mehr ſchreiben — ſo etwas iſt nicht für Feder und Papier. Der Herr, mein Gott, kann ſolche Liebe nicht ohne Frucht an meinem Herzen laſſen. Er hat ein Feuer in demſelben angezündet, und ſeine Hand wird auch die Flamme nähren. Lebe wohl! Bald ſollſt Du einen ausführlichen Brief von mir haben — nur heute kann ich nicht mehr ſchreiben! Lebe wohl.

Dein geringſter Bruder
Ernſt Tiefner.

Der Verbannte.

Lang, unabſehbar dehnte ſich die Waldung —
Es rieſelte der Schnee in dichten Flocken
Auf mich herab, und über meine Wangen
Strich rauh der eiſ'ge Hauch Sibiriens.

Ich war am Morgen in den Wald geſchritten,
Zum Marderfang die Schlingen auszulegen,
Und hatte mich — erwägend, wie mir ſelbſt
Der Zobel ſonſt die ſtolzen Schultern deckte,
Und wie ich nun verdammt ſei, die zu ſchmücken,
Die von der Höhe mich herabgeſchleudert —
In dumpfes Brüten nach und nach verloren,
Und, achtend nicht des ungebahnten Weges,
War tiefer in die Wildniß ich gedrungen,
Bis mir das Ungeſtüm des Schneegeſtöbers
Die Wangen peitſchte — da, emporgerüttelt,
Erkannt' ich, daß ich jede Spur verloren.

Es ſchmiedet doch ein ſtarkes Band den Menſchen
Ans Leben feſt! Ich, der ich hundert Mal
Den Tod herbeigerufen, der ſein Daſein
Mit eignen Händen gern vernichtet hätte:
Ich ſchritt jetzt müden Fußes raſtlos vorwärts,
Nach einer Hütte, einem Obdach ſpähend,
Und war zu ſchwach, des Todes hier zu harren.

Wie lange ſo ich noch umhergeſchritten —
Ich weiß es nicht; erſchöpft gewahrt' ich endlich,
Wie ſich die Waldung ſchon gelichtet hatte,
In weiter Ebn'e eine nied're Hütte
Und trat hinein. In einer Ecke nahte
Ein glimmend Kohlenfeuer dem Verlöſchen,
Das mich die Gegenſtände rings umher
In mattem Dämmerlicht erkennen ließ.

Auf meinen Ruf, auf wiederholtes Rufen
Blieb Alles ſtill. Die Hütte war verlaſſen,
Doch erſt ſeit Kurzem, zeigten mir die Kohlen.

Am Boden lag in Menge trocken Reiſig —
Ich häuft' es auf dem Heerde, daß die Flamme
Sich kniſternd durch die dürren Bündel wand,
Erwärmend meine halberſtarrten Glieder.
Doch wie die helle Gluth den Blicken leuchtet,
Die forſchend ich im Kreiſe um mich ſende,
Liegt auf dem Lager von gedörrtem Mooſe,
Hart neben mir, ein Greis in tiefem Schlummer.
Sein langer Bart fließt bis zum Gürtel nieder,
Doch Bart und Haupthaar bleichte längſt die Zeit;
Die Hände falten ſich auf ſeiner Bruſt,
Und um die Züge ſchwebt ein ſtilles Lächeln.
Er ſchlief den langen Schlaf. — Obſchon ermattet,
Zum Tod' erſchöpft, zog's mich mit Allgewalt
Das hohe Bild des Greiſen zu betrachten.
Die Blicke hafteten auf ſeinem Antlitz. —

Ein Unglücksbruder alſo, ein Verbannter!
Wie ich vielleicht vom Gipfel ſeines Glückes
In dieſe wüſten Steppen ausgeſtoßen!
Er kennt die Qualen, die mich hier verzehren,
Hat mehr geduldet, als ich ſelbſt gelitten;
Denn manches Jahr iſt über ſeinen Scheitel
Im eiſ'gen Norden ſchon hinweggeſtrichen —
Und dennoch dieſer Blick, dies heit're Lächeln!

Indem mir vor den aufgeregten Geiſt
Verworrener die Bilder immer treten,
Werf' ich mich auf die harte Lagerſtätte,
Und bald verſinkt der müde Leib in Schlummer;
Doch dehnen ſich die Bilder immer weiter. —
Es war kein Schlaf — lag auch der Leib wie todt —
Ich träumte nicht, war meiner mir bewußt —
Die Seele war getrennt von ihrer Hülle.
Ich wußte noch, wie ich hierher gekommen,
Und wer ich war, wie ich den Greis gefunden,
Und immer ſchwebte dieſes Greiſen Lächeln,
Sein ſtiller Ernſt mir vor dem Geiſte noch.

Da richtete allmählig die Geſtalt
Sich auf, und nahte leiſe meinem Lager,
Und wie ich bebend ihr ins Antlitz ſchaue,
Ermuth'gen mich die ruhig milden Züge,
Und leiſe wag' ich es, ſie anzureden:
Biſt du verbannt? Ich weiß, du biſt verbannt!
Doch welch ein Blick! kann ein Verbannter lächeln?

Da legte ſtill der Greis die welke Linke
Auf ſeine Bruſt, ſah ſchweigend auf mich nieder,
Hob dann die frommen Augen in die Höhe,
Und ließ die Rechte ſeinen Blicken folgen.

Ich fuhr empor — Ha! was ich oft bezweifelt,
Was ich geglaubt, und wiederum bezweifelt,
Was ich nicht glauben konnte und nicht wollte,
Und dennoch ganz zu leugnen nicht vermochte,
Das Wahrheit! Wahrheit Ewigkeit und Gott!

Doch wieder ſchaut' ich in den Blick des Greiſen:
Ich konnt' es nicht, ich konnte nicht mehr zweifeln!
Wie Schuppen fiel's mir von den Augenliedern,
Ich war nicht mehr, der eben ich geweſen;
Mit andern Blicken ſchaut ich jetzt die Welt.
Ich ſchwebte wieder über ſchönern Fluren,
In meiner Heimath Land ſchwebt' ich umher,
Und in dem Rauſchen dichtbelaubter Bäume,
Und in dem friſchen Grün der Saatenfelder,
Und in dem Rieſeln jeder klaren Quelle,
Ach! überall erkannt' ich jetzt das Wehen
Des Ewigen — ich konnte nicht mehr zweifeln!

Doch wieder lag ich in der engen Hütte,
Und ſah den Greis im Todesſchlafe liegen.
Ich glaubte jetzt an Ewigkeit und Gott,
Doch konnt' ich dieſes Glaubens mich nicht freuen;
Denn meinem Lager nahte ſich ein Zug,
Ein langer Zug verworrener Geſtalten.

Ich kannte ſie — es waren meine Jahre —
Mein Leben war's — die Thaten meines Lebens!

Ich hatte viel gelebt und viel geſchafft.
Mit aller Kraft als Knab' und Mann gerungen,
Das irre Glück an meinen Schritt zu feſſeln;
Doch hatt' ich falſchen Götzen mich ergeben,
Denn mit Entſetzen ſah' ich meine Thaten
Im ernſten Zug an mir vorüberſchreiten.

Da nahte ſich der arme Waiſenknabe,
Die Hände ringend an dem Grab des Vaters,
Und eine freundliche Geſtalt trat zum Verlaſſnen,
Mit milder Hand die heißen Thränen trocknend —
Da wandelte durch reich geſchmückte Säale
In dem Pallaſte ſeiner zweiten Mutter
Der kühne Jüngling, reich an ſtolzen Plänen —
Da huldigten dem Mann, dem Herrn der Schätze
Und des Pallaſtes, ſeine Unterthanen.
Und immer höher, immer vorwärts ſtrebt
Der kühne Geiſt; es ſchmücken Ehrenzeichen
Die ſtolze Bruſt — es ſchaut ein ganzes Land
Mit Zittern auf den Günſtling ſeines Fürſten,
Schaut auf ſein Lächeln, harret ſeiner Winke.

Doch wie auch die Geſtalten glänzender,
Mit jedem Jahre reichgeſchmückter werden:
All ihren Prunk entſtellen trübe Flecken,
Und finſtre Schattenbilder nahen ſich
Geſpenſtiſch ihren ſtolzen Tritten folgend.

Ich kannte ſie — ich kannte dieſe Schatten,
Und ſchauderte. Hinweg, hinweg, du Mann!
Was willſt du hier? Was kannſt du von mir wollen?
Mit mir zu rechten, daß ich dich geſtürzt,
Daß du verbannt ißt eiſ'gen Norden jammerſt?
Hinweg, hinweg! du haſt nichts mehr zu fordern!
Was dir geſchehen, das geſchah auch mir.
Was heftest du den finſtern Blick auf mich?
Ich that nicht mehr, als hundert Andre thaten —
Das Leben iſt ein großes Würfelſpiel —
Mir fielen einſt die Würfel glücklicher,
Und du verlorſt — jetzt hab' ich auch verloren;
Was du gelitten, leid' ich doppelt wieder!
Du biſt bezahlt! ich bin dir nichts mehr ſchuldig!

Hinweg, du Weib! du lockſt mich jetzt nicht mehr!
Du warſt die Schlange, du haſt mich verführt.
Dein Recht geſchah dir, wenn ich dich verließ;
Dir ſchuld' ich nichts!

Ihr finſtern Züge dort,
Ich weiß es wohl, ich hab' euch einſt beherrſcht —
Hinweg mit euch! Hinweg! gebiet' ich euch.
Gehorchet, wenn ich euer Herrſcher bin!
Was winſelt ihr? Was ſollen eure Thränen?
O, dieſe Thränen brennen; dieſes Winſeln
Zerſchneidet wie ein Dolchſtoß mir die Bruſt.
Hinweg! Bin ich denn glücklicher als ihr?
Ha! ſeht ihr nicht? der dort am Boden jammert,

Im wilden Wahnſinn Läſterworte redet,
Der bin ich auch! O fürchterlicher Wechſel!
Erkennt ihr mich? Habt ärger ihr gelitten?
Was wollt ihr noch? Soll ich noch härter büßen?

Ha, Ewigkeit! O der Gedanke peinigt!
Es giebt noch Qualen, die ich nie geahnt.
O, eine Ewigkeit, und meine Thaten!
O, und ein Gott, ein Richter unſres Lebens,
Mit meinem Leben ſoll ich vor ihn treten!

So ſtöhnend wälzt' ich mich auf meinem Lager.
In dicken Tropfen rann von meiner Stirn
Ein kalter Schweiß; ich ſah und fühlte nicht.
Nur ein Gedanke lag mit Zentnerſchwere
Mir auf der Bruſt und in die Ohren dröhnte
Mit Donnerſtimme mir das Wort: Gericht!

Da bog ſich etwas über mich hinweg —
Ich fühlte mich von einer Hand berührt,
Und ſchaut' empor. Der milde Greis ſtand wieder
Vor meinem Lager, faßte meine Hände,
Und führte aus der Hütte mich hinaus.

O, wie erfriſchte mich die kühle Luft!
Da drinnen war's ſo ſchwül. Ich athmete
Mit durſt'gen Zügen, und beſann mich wieder.
Jetzt ſtand der Greis. Ich ſchaute um mich her:
Es war noch Nacht. Am Himmel funkelte
Der Sterne Heer — rings herrſchte tiefe Stille.

Da röthete sich schnell das Firmament;
Der Himmel that sich meinen Blicken auf,
Und lichter Glanz erhellte rings die Gegend.
Und vor das Thor des Himmels trat ein Mann —
Doch trägt kein Sterblicher so hohe Züge —
Und schaute auf die Erde mild hernieder.
In seinem Antlitz lag ein stiller Ernst,
Doch blickte er so liebevoll herab,
Mir schien's, als wollte er die ganze Welt
Zu sich hinauf, in seinen Himmel ziehen.
Ich streckte meine Hände zu ihm auf:
Da traf ein Blick des stillen Ernstes mich,
Und bebend sanken sie mir wieder nieder.

Jetzt aber schwang sich mein Begleiter auf,
Und schwebte durch die glanzerfüllte Luft —
Und wieder zog es mich, ihm nachzustreben,
Doch konnt' ich's nicht. Mir war's, als fesselte
Ein starkes Band mich an die Erde fest;
Ich konnte mich vom Boden nicht erheben.
Und wie ich mich vergebens mühte, senkte
Sich tiefe Trauer wieder in mein Herz.

Da traf mich noch ein milder Blick des Greisen.
Er hielt ein Buch in seiner linken Hand,
Und mit der rechten zeigte er nach oben.
Und aus dem Buche schien mir eine Brücke
In weitem Bogen sich hinaufzuspannen.
Ich wollte schnell auf dieser Bahn ihm folgen

Da ſchwebt' er durch das Thor des Himmels ſchon —
Die Brücke ſank, und Alles war verſchwunden.

Ich war erwacht. Hell ſchien mir in die Augen
Der Morgenſtrahl des miterwachten Tags —
Noch lag ich eine Weile, wie betäubt,
Dann ſprang ich auf und öffnete das Fenſter.

Das Schneegeſtöber hatte ausgetobt,
Der klare Himmel ſchien mir mild entgegen,
Und warf die Strahlen blendend auf den Schnee.
Wohl mannshoch war er über Nacht gefallen,
Von meinen Schritten jede Spur verweht;
Nur eine weite Ebne lag vor mir,
Aus welcher nach der einen Seite hin
Die Wälder ihre nackten Zweige reckten.
Gewiß, es war die höchſte Zeit geweſen,
Daß mich der irre Fuß hierher geleitet;
Doch wunderbar, daß ich das nied're Dach
In dieſer weiten Wüſte aufgefunden.

Ich dacht' an Gott. Ich wollt' ihm brünſtig danken —
Ich konnt' es nicht. Mit Gott konnt' ich nicht reden.
Ich hatte lange, lange nicht gebetet.
Schwer lag noch das Geſicht der Nacht auf mir:
Wie ich mich fruchtlos mühte aufzuſtreben,
Und meine Thaten nahten ſich mir wieder.

Erſchüttert von der Schwere meiner Sünden
Trat ich vom Fenſter zu dem Greiſe wieder —

Und, was ich geſtern überſehen hatte,
Er hielt in ſeiner linken Hand ein Buch.
Es war das Buch, das er im Traum mir zeigte,
Doch das ich zu erreichen nicht vermochte.
Ich nahm's, ich ſchlug es auf — es war die Bibel.
Da fuhr es wie ein Strahl mir durch die Seele —
Wohl hatt' ich lange nicht in ihr geleſen,
Doch ahnt' ich jetzt die Deutung meines Traums.

Vorn auf dem Titelblatte dieſer Bibel
Fand ich Geſchrieb'nes, und begann zu leſen.
Ich leſe, und das Buch entſinkt den Händen,
Denn ich erkenne in dem heil'gen Todten
Den Leichnam deſſen, den ich einſt geſtürzt!

Da brach die ſtarre Rinde mir vom Herzen.
Erſchüttert ſank ich zu ihm auf das Lager,
Umklammerte die kalten, ſtarren Glieder,
Und meine Thränen netzten ſeine Wangen.
Ich konnte wieder weinen — ſchluchzte lange;
Ich konnte wieder beten, nur nicht reden,
O, mein zerknirſchter Blick war ein Gebet.

Zwei Monde zogen ſtill an mir vorüber,
Bevor der ſtrenge Winterfroſt vergönnte,
Daß meinen Todten ich begraben konnte;
Doch wie ich endlich nun dem harten Boden
Das Grab mit ſchweren Mühen abgerungen.
Da legt' ich in die friſchgebau'ne Gruft

Noch einen zweiten Todten, den ich lieber
Dem Raube der Verweſung übergab.

Mein vor'ges Leben hab' ich mitbegraben.
Denn in mir ward in jenen ſtillen Wochen,
Durch Gottes Gnade, unter heißen Wehen,
Ein neuer Menſch, ein Menſch aus Gott geboren.
Die Brücke, die ſich aus dem Bibelbuche
In weitem Bogen nach dem Himmel bauet:
Ich habe wie der Zöllner ſie betreten,
Bis ich zu jenem Mann gekommen bin,
Den, an des Himmels ehr'ner Pforte ſtehend,
Ich im Geſichte jener Nacht geſchaut.
Da hab' ich es erkannt, daß dieſer
Iſt der wahrhaft'ge Gott, ein Heiland Aller,
Die mit zerknirſchtem Herzen zu ihm kommen.

Er hat auch mir die ſchwere Schuld vergeben,
Und freudig harr' ich ſeiner Zukunft jetzo. —
Der Jahre viele ſind mir hier entſchwunden,
Auch *mein* Haar hat der Flug der Zeit gebleicht;
Doch hab' ich meine Hütte nicht verlaſſen,
Und ſehne nach der Welt mich nicht zurück.

Die Heimkehr.

An Sardiniens Geſtade, von des Mittelmeeres Schaum
Faſt beſpült, reckt ſeine Zweige hoch ein alter Ulmenbaum.

Einen Steinwurf von der Ulme tiefer in das Land hinein
Ragen eines Tempels Säulen über einen ſchlichten Stein.

Auf dem unbehau'nen Kieſel ſteht ein Muttergottesbild;
Alſo redet eine Inſchrift auf des Steines Vorderſchild:

»Von der treuſten Älternliebe zeuge dieſer kalte Stein,
»Wenn die Ulme am Geſtade lange wird gefallen ſein.«

An der Stätte dieſes Tempels ſchirmte ſonſt, ſeit manchem Jahr,
Friedlich eine Fiſcherhütte ein ergrautes Sardenpaar.

Ungetrübt war Lenz und Sommer beiden Alten ſtill entflohn;
All ihr Glück erblühte ihnen in dem einz'gen lieben Sohn.

Wenn der junge Tag den Morgen röthete mit Purpurgluth,
Fand er ſchon des Sardenjünglings Nachen auf der Meeresfluth.

Rüſtig trug er dann die Beute nach dem nahen Städtchen hin;
Fröhlich zog er wieder heimwärts mit dem kärglichen Gewinn.

Alſo kehrt er einmal wieder nach dem lieben Vaterhaus —
Sieh, da ſteigen an der Küſte fremde Kriegerſchaaren aus.

Fragen ihn nach ſüßem Waſſer, und er führt ſie zu dem Quell;
Aber Einer unter ihnen redet zu den Andren ſchnell:

»Wahrlich, doch ein tücht'ger Krieger für den Kaiſer, unſren Herrn,
»Solche Leute hat der Kaiſer unter ſeinen Fahnen gern.«

Und ſie locken ihn, und reden Lobes viel vom Kriegerſtand;
Doch der Jüngling will nicht meiden ſein geliebtes Vaterland.

Drohend ſchleppen ihn die Krieger hin zum Schiffe mit Gewalt;
Laut ertönt des Jünglings Stimme, daß es bis zur Hütte ſchallt.

Und die alten Ältern hören ihres Sohnes Jammerſchrei,
Stürzen aus der nied'ren Pforte händeringend ſchnell herbei,

Flehen zu den rauhen Männern, Thränen in dem Angeſicht,
Klammern ſich um ihre Kniee; doch die Krieger achten's nicht.

Reißen hart aus ihren Armen fort den Sohn zum Meeresſtrand:
Wimmernd ſinken die Gequälten nieder auf den heißen Sand.

Scheidend ruft der Sardenjüngling noch mit thränenfeuchtem Blick:
„Vater, Mutter, harret meiner! — Glaubt, ich kehre einſt zurück!“ —

An des Mittelmeeres Küſte, wo die Fluth den weißen Schaum
Weit an das Geſtade wälzet, bis zum alten Ulmenbaum,

Unter ſeinen dichten Zweigen, auf bemooſtem Kieſelſtein,
Sitzen nun die alten Barden, ſpähend in das Meer hinein.

Sitzen, wenn der Morgen dämmert, in des Mittags heißer Gluth,
Bis die Purpurſcheibe wieder tauchet in die blaue Fluth.

Sitzen, wenn der Lenz die Blüthen aus den jungen Trieben weckt,
Bis der Reif die Fluren wieder mit dem weißen Schleier deckt.

Nächtig rühret ihr ſtilles Trauern und ihr ſtummes Klagelied
Einſt des Gaues edlen Grafen, wie er ſo ſie ſitzen ſieht.

Und er sendet seinen Diener ihnen zu mit Speis' und Trank,
Täglich geht der lange Jahre Abends den gewohnten Gang.

Und dieselbe Frage bringt er täglich von dem guten Herrn:
»Ist Lysander denn noch immer von den alten Ältern fern?«

Und dasselbe Wort erwiedern täglich sie voll Zuversicht:
»»Heute ist er nicht gekommen! Morgen aber säumt er nicht.««

Redet dann der Diener weiter: »Säumt er aber morgen noch?«
»»O, so harren wir noch länger! Eines Tages kommt er doch.««

»Kehrt er aber nimmer wieder? Fiel er, wie so mancher fällt!«
»»Hat er es uns nicht versprochen? Glaubst du, daß er Wort nicht hält?««

Sarkenjüngling! o wo weilst du? Fielest du am fremden Strand,
Daß du nimmer wiederkehrest zu dem lieben Vaterland?

Sardenjüngling war gezogen in der ſtolzen Krieger Reihn.
Mit den fränk'ſchen Siegesadlern wohl in manches Land hinein.

Hatt' in manchem Land der Erde mitbeſtanden manchen Strauß —
Zog mit dem zerriſſ'nen Herzen weiter ſtets vom Vaterhaus.

In dem weiten Ruſſenreiche, wo der fränk'ſche Kaiſer ſtritt,
Wo die ſtolzen Adler fielen, focht der junge Sarde mit.

Focht, und ſchmachtet nun gefangen in dem fremden, kalten Land,
Wo der Tod auf Schneegefilden tauſend Opfer täglich fand.

Sah den kargen Sommer farben vierzehn Mal die Bäume grün,
Bis nach langem Harren endlich ſein Befreiungstag erſchien.

Harren denn die alten Ältern immer noch auf ihren Sohn?
Oder ſtreut der Wind die Blätter auf den ſtillen Hügel ſchon?

Von der Ulme am Geſtade, vom bemooſten Kieſelſtein,
Blicken ſehnend ſie noch immer in das weite Meer hinein.

Wie der Stein, auf dem ſie ſitzen, ſind die Züge grau und alt,
Doch ſie hoffen noch und reden: »Unſer Einz'ger kehret nun bald!«

Täglich wandelt noch der Diener Abends den gewohnten Gang,
Mit derſelben Frage bringt er täglich ihnen Speiſ' und Trank.

Wieder naht ſich ſo der Abend und die Sonne ſinket ſchon —
O! da liegt in ihren Armen weinend der geliebte Sohn.

Und zum Diener, der erwachet, rufen ſie: »»Wir ſterben gern!
»»Heute iſt er wiedergekommen! Sag' es unſ'rem guten Herrn!««

Wie das Wort der Lipp' entflohen, ſinken Beide ſtumm zurück;
Auf den Langentbehrten heftet ſich der ſchon gebrech'ne Blick.

Und so schlummern sie nun Beide friedlich unter jenem Stein.
Wo sie zwanzig Jahre saßen, spähend in das Meer hinein.

Also ward mir die Erzählung von dem Ulmenbaum verfaßt.
Und der Graf hat jenen Tempel frommen Sinnes auferbaut.

Dem Andenken meines jüngſten Bruders.

Ich weiß für dieſe Geſchichte keine andere Überſchrift, als: „Herr, Herr! barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Güte und Treue; aus dem Munde der Kinder und Unmündigen haſt du dir ein Lob bereitet und eine Macht zugerichtet!“ denn das Sterbebett des lieben Kleinen und ſein ſeliges Ende iſt eine Gnadenverſiegelung des treuen, barmherzigen Heilandes unſerem ganzen Hauſe geworden, da das Glauben ohne Schauen und das nicht Zweifeln an dem, das man nicht ſiehet, dem natürlichen Menſchen ſo ſchwer fällt. Das Licht aber, welches von dieſem Sterbelager mit hellem Scheine uns aufging, kann auch wohl noch manchem andern bekümmerten Herzen leuchten, wenn Nacht und Finſterniß einbrechen und die Wellen der Trübſal über das Haupt gehen.

Mein jüngſter Bruder wurde den 4. Dec. 1828 geboren und erhielt in der heiligen Taufe die Namen Ludwig Theodor Friedrich. In ſeinem 4ten Jahre brachte ihn ein heftiger Anfall des Scharlachfiebers dem Tode nahe, und hier war es, wo die tief betrübte Mutter den Herrn heftig anging, ihr den kleinen Liebling zu laſſen, zumal da er ihr das Töchterchen, welches ſie zuvor geboren, wenige Monate nach der Geburt wieder genommen hatte.

Und es geſchah, daß der wunderbare Herr mit ihr und mit uns Allen jenen geheimnißvollen Weg ging, den wir in dem Leben ſo vieler Kinder Gottes wiederholt finden, da er nämlich ſolch heftiges, mit aller Gluth in ſein Vaterherz greifendes, aber noch nicht den eigenen Willen daran gebendes Gebet erhört; dann aber durch eine lange Reihe von Trübſalen und Prüfungen führt, bis er das Herz auf den Punkt bringt, allem eigenen Wollen zu entſagen und das wieder freiwillig darzubringen, was es vorher ſich mit ſolchem Ungeſtüm erbeten. Wohl kannte die liebe Mutter den Herrn ſchon von ihrer Jugend an, und darum wandte ſie ſich auch in ihrer Noth zu ihm, aber ſie erkannte ihn noch nicht recht, weil ſie das eigene Herz noch nicht erkannt hatte, und der Herr erhörte ihr Gebet nur, um ſich ihr durch eine lange Schule von Kreuz und Leid als Denjenigen zu offenbaren, der unſeres Lebens Leben ſein will, und den wir mehr lieben müſſen, wenn wir Sein werth ſein wollen, als Vater, Mutter, Kinder und Geſchwiſter. Schwer und bitter iſt ſolche Zucht für ein liebendes Mutterherz, und dem Herrn bricht das Herz mit, wenn er alſo ſchlagen muß, aber es ſprießt eine Blume aus ſolchem Kreuz und Leid, deren Duft und Lieblichkeit Alles übertrifft. So hat denn der kleine Theodor, nach des Herrn wunderbarem Rath, Der, die ihm das irdiſche, vergängliche Leben gegeben, eine vorzügliche Weckſtimme werden müſſen zu einem neuen, unvergäng-

lichen Leben, und wie viel segensreicher ist ihr und uns Allen die letzte Gebetserhörung an dem Sterbebette des lieben Kleinen geworden, die über Erde und Tod hinaus in einem ewigen Leben und in unvergänglicher Herrlichkeit ihn uns zeigt, gegen die frühere, da der Herr ihn nur dem zeitlichen Dasein und vielem Jammer und Elend wiedergegeben. Doch ich erzähle weiter. Das todtkranke Kind genas also wieder, zur unbeschreiblichen Freude der Mutter, aber frisch und blühend, wie es früher immer gewesen, wurde es nicht wieder. Häufige Rückfälle kamen, die sich alle auf verschiedene Weise äußerten. Zuletzt behielt es geschwollene Füße; die Geschwulst zog sich ausschließlich nach der rechten Seite des Körpers, brach hier an mehreren Stellen vom Fuße an bis zum Halse auf und bald zeigte es sich, daß es der Knochenfraß war, in dem der, in dem Körper des Kindes nicht völlig ertödtete Krankheitsstoff, sich Ausgang zu verschaffen suchte. Bei vielen schmerzhaften Curen, denen Theodor sich unterwerfen mußte und bei treuer, sorgsamer Pflege — denn die vielen offenen Stellen seines Körpers mußten auf das Schonendste verbunden werden — dauerte die Krankheit bis in sein 10tes Jahr, bald an das Bett ihn fesselnd, bald umherzugehen ihm erlaubend; wer aber weiß, wie der Herr auch darum uns so unergründlich tief liebet, weil wir ihm so unsäglich viele Mühe gemacht haben, der wird es leicht erklärlich finden, wie das Kind durch die beständige Pflege,

deren es bedurfte, dem Herzen der Mutter nur um ſo theurer geworden war, alſo daß ſie ſich ganz in ihn und in ſeine Schwachheit hineingelebt hatte. Im Frühjahr 1839 heilten die Wunden an ſeinem kranken Körper endlich zu und wir hielten für gewiß, daß das Kind nun auch in wenigen Jahren eine ſeinem Alter angemeſſene Stärke und Leibeskraft erhalten würde, da den Körper die bisherigen, immerwährenden Ausflüſſe nicht mehr ſchwächten.

Ich muß hier bemerken, daß der kleine Theodor bei aller Leibesſchwachheit einen ſeinem Körper weit vorausgeeilten Geiſt hatte. Er ging beſonders gern zur Schule und obgleich er wegen ſeiner immerwährenden Kränklichkeit ſo ſehr von einem regelmäßigen Schulbeſuche abgehalten wurde, daß er über die Hälfte des Jahres fehlen mußte, war er doch ſeinen Mitſchülern ſtets voraus. Er erkannte dies auch dankbar an und ſagte noch in ſeiner letzten Krankheit oft, daß er wohl ſeine Mitſchüler bald wieder einholen wollte, und daß er dem lieben Gott für ſein gutes Gedächtniß nicht genug danken könne. Oft wurde er zur Schule getragen, gewöhnlich aber ging er, wenn es ſein Körperzuſtand nur einigermaßen zuließ, und man konnte ihn nicht ohne Rührung die Straße hinauf nach dem Schulhauſe eilen ſehen, wiewohl er wegen ſeines rechten, kranken Fußes, der vom Schienbein bis zum Knöchel krumm war, beſtändig hinken mußte. Während ſeiner letzten Krankheit ward das neugebaute ſchöne

Schulhaus eingeweiht, da ließ er ſich hintragen und nahm in einem Armſeſſel an der Feierlichkeit Theil. Zuweilen mußte er auch Krücken gebrauchen. Aber die große Lebendigkeit ſeines Geiſtes behielt faſt immer die Oberhand über die Gebrechlichkeit des Leibes und ſo kam es, daß er bei allem ſeinem Elend doch faſt immer fröhlich und guter Dinge war und die, über ſeine verkrüppelte Geſtalt ganz beſonders betrübte Mutter, auf eigenthümliche Weiſe zu tröſten wußte.

So gut ſich nun auch das Jahr 1839 hinſichtlich ſeiner Geſundheit angelaſſen hatte, ſo fing er doch ſchon im Herbſte desſelben Jahres an über heftige Schmerzen in der rechten Hüfte zu klagen. Im November wurde er bettlägerig; es zeigte ſich eine große Geſchwulſt am Hüftgelenke, die bis zu einer unförmlichen Größe anwuchs, endlich aufging und in großer Menge Blut und Eiter ausfließen ließ. Jetzt zeigte ſich's, daß das arme Kind an einer Vereiterung des Hüftgelenks und Fäulniß des großen Hüftknochens zu leiden hatte. Es iſt dieß, nach dem Zeugniß der Aerzte, eine der furchterlichſten Krankheiten, und das Kind hat ſie in allen ihren entſetzlichen Stadien durchgemacht, und es ſchien, als ob das junge Herz gar nicht brechen könnte, da ſeine Bruſtgefäße und Eingeweide beſonders gut und geſund waren. Die große Wunde an der Hüfte mußte täglich zweimal verbunden werden, und der übermäßig ausfließende Eiter zerbrer-

lete einen unerträglichen Geruch. Der Knabe konnte ſich ſelbſt nicht auf ſeinem Lager bewegen und mußte immer in einer und derſelben Lage bleiben. Die Noth ſtieg noch höher, als er bald anfing, drei wunde Stellen an ſeinem Rückgrat zu bekommen, wo er ſich durchgelegen hatte, die ihm entſetzliche Schmerzen machten. Tag und Nacht mußten jetzt wenigſtens Zwei um ihn ſein. Immer unerträglicher wurden nun die Schmerzen; er konnte zuletzt nicht die geringſte Bewegung mehr ertragen und ſchlief nicht mehr ein, weil die unwillkürlichen Bewegungen im Schlafe ihn immer wieder mit heftigem Geſchrei aufſchrecken ließen. Da lag er denn nun müde und abgemattet und konnte doch nicht ſchlafen, daß einem das Herz brechen mochte, wenn man ihn anſah. Es wurden Opiumpulver verordnet, um ihm Ruhe zu verſchaffen, und nach einer kurzen, augenblicklichen Aufregung fiel er dann immer in einen ſolchen betäubenden Schlaf, der ihn die Schmerzen nicht fühlen ließ. An dieſe Pulver gewöhnte er ſich ſo, daß er ſie nicht wieder laſſen wollte, ſo ſehr ſie auch ſeinen elenden Körper noch vollends ſchwächten. Aber dennoch hatte dieſer ſchwache, elende Körper die ganze Krankheit mit allen ihren entſetzlichen Schmerzen vom Winter 1839 an bis in den Auguſt 1840 auszuhalten, wo dann endlich ſeine ſanfte, ſelige Auflöſung erfolgte; und bei aller Noth und allem Jammer verließ ihn doch ſeine Heiterkeit bis gegen die letzten Wochen

seines Lebens nicht, und sobald nur die stoßweise eintretenden Schmerzen vorüber waren und er wieder etwas Ruhe hatte, äußerte sich auch schon der Sieg des Geistes über die Gebrechlichkeit des Leibes in fröhlichen Reden.

Theodor hatte eine Heilserkenntniß, die für einen Knaben seines Alters außergewöhnlich zu nennen war. Es war aber nicht mehr der einfache, ruhige Kinderglaube, der in solchen jungen Herzen durch die Gnade des Herrn hier und da Früchte bringt, die so äußerst lieblich sind. Wie der Verstand bei ihm stets vorherrschte, wie der Geist seinen Jahren weit vorausgeeilt war, so waren auch seine Kämpfe fast wie die eines Erwachsenen, und Gott verherrlichte sich an seiner jungen Seele auf eine Weise, die uns nicht zweifeln läßt, daß er durchgedrungen ist zur wahrhaftigen Wiedergeburt.

Er las in seiner letzten Krankheit besonders gern in der Bibel, las oft der Mutter und den Schwestern aus diesem Buche Gottes vor und wiederholte die ihm in der Schule gegebenen Erklärungen dazu. Als seinen schwachen Gliedern die ganze Bibel zu schwer zu halten wurde, mußten wir ihm ein Neues Testament kaufen. Ich wollte wohl gern sterben, sagte er einst im Anfange seiner Krankheit, wenn ich nur wüßte, ob ich selig würde; und da ihm Jemand erwiederte: Warum solltest du nicht selig werden, daß du doch noch nichts Böses be-

gangen! fuhr er auf und ſagte: Wer will das ſagen? Stehlen und morden habe ich freilich noch nicht gekonnt, denn dazu hat es mir an Gelegenheit und an Kraft gefehlt; aber der böſe Wille iſt da, und mein Eigenſinn, mit dem ich Aeltern und Geſchwiſter immerwährend quäle, iſt vor Gott eben ſo ſtrafbar; denn Gott ſiehet das Herz an. Erſt als wir ihn auf den Herrn Jeſus und ſein Verdienſt und auf die freie Gnade Gottes hinwieſen, wurde er ruhig und getroſt.

Dieſe lieblichen Aeußerungen der an ſeinem Herzen arbeitenden Gnade Gottes verloren ſich aber bald, und in dem Maße, wie die Schmerzen zunahmen, ſchien auch der Geiſt ſich mehr und mehr wieder zu verdüſtern und das helle Licht des Evangelii zu verlieren. Der Eigenſinn nahm überhand und wuchs von Tage zu Tage; der Kranke wollte nichts mehr von göttlichen Dingen hören, noch weniger mochten wir mit ihm vom Tode und von der Vorbereitung dazu reden, weil nach unſerer damaligen geringen Einſicht es uns unrecht ſchien, das arme abgezehrte und höchſt empfindliche, vor dem Tode bebende Kind durch ſolche Gedanken noch mehr zu beunruhigen. Wir hofften in dieſer Zeit viel von einem Beſuche meines älteſten Bruders, eines Candidaten der Theologie, welcher von jeher großen Einfluß auf das Herz des Kleinen gehabt hatte. Aber der Herr zeigte uns, daß wir nicht Fleiſch für unſern Arm halten ſollen. Der Bruder kam, konnte

aber faſt gar nicht an das Herz des Kindes kommen, das faſt nur ſeine beſtändigen Pflegerinnen um ſich litt. Alle Verſuche, ihn auf ſeinen nun ganz nahe bevorſtehenden Tod vorzubereiten, mißlangen. Wir tröſteten uns nur noch damit, daß es nicht eigentlich Theodor ſelbſt war, an dem wir dieſe traurige Entfremdung von Gott bemerken mußten, denn der tägliche Genuß des Opiums hatte ſeinen Verſtand förmlich verwirrt und ganz umdüſtert. Die Pulver mußten in der letzten Zeit verdoppelt und verdreifacht werden, und ſein Zuſtand glich bald dem eines Trunkenen, der nicht fähig iſt Eindrücke von außen her in ſich aufzunehmen, bald folgte eine ſo gänzliche Abſpannung und Erſchlaffung, daß ſeine Seele für nichts mehr Theilnahme und Empfindung bezeigte, als für den Schmerz, der ihn fortwährend aus ſeiner Fühlloſigkeit wieder aufſchreckte und nach neuen Pulvern ſchreien ließ. In dieſem traurigen Zuſtande mußte der Bruder den Kleinen wieder verlaſſen, denn ſeine Pflicht gebot ihm die Abreiſe. Es war ein herzzerreißender Abſchied für uns Alle. Da lag er, der theure Kranke, ſtumpf und gefühllos auf ſeinem Lager, mit den deutlichen Anzeigen des nahen Todes in dem abgemagerten Geſicht, Hände und Füße ſchon abgeſtorben, und wir konnten nicht wiſſen, ob die Seele nicht auch einem ewigen Tode entgegen ginge. Am Vorabende der Abreiſe empfahlen wir in gemeinſchaftlichem Gebete ihn der Gnade des Herrn; wir beteten miteinander

den 42ſten Pſalm, und wurden im Herzen reichlich erquickt und geſtärkt, wir ſpürten Alle das ſanfte Wehen des Geiſtes Gottes; und indem wir den Bruder ganz in den Willen und an das Herz des Herrn Jeſu legten, baten wir den treuen Heiland nur noch um das Eine, daß Er uns doch aus großer Barmherzigkeit Sein Werk an dem Herzen des armen Kindes ſchauen, und es nicht dahin gehen laſſen möchte in dieſem ſtumpfen, gefühlloſen Zuſtande. Wir glauben, daß Du ihn ſelig machen willſt und kannſt, ſchrieen wir, aber hilf unſerm Unglauben; um unſres Glaubens Schwachheit willen laß es uns ſchon hier ſchauen, lieber Herr! Und der Herr hat uns erhört! ja es hieß auch von uns: Da dieſer Elende rief, hörete ihn der Herr und half ihm. Doch um die letzten Umſtände des Sterbelagers unſeres kleinen Theodor möglichſt genau und treu zu ſchildern, erlaube ich mir, hier einen Brief abzuſchreiben, der unmittelbar nach ſeinem Tode an den entfernten älteſten Bruder geſchrieben wurde:

»S. den 12. Auguſt 1840.

Theodor hat nun endlich ausgelitten! doch lobe und danke mit uns dem Herrn, denn unſer gemeinſchaftliches Gebet iſt herrlich und über unſer Bitten erhört worden. Vernimm den weitern Verlauf ſeiner Krankheit bis zu ſeiner Auflöſung.

Wenn Theodor in der letzten Zeit Deines Hierſeins und auch noch am Tage Deiner Abreiſe, am Mittwoch, faſt immer ſtumpf und gefühllos dalag,

so änderte sich dies schon den Donnerstag ganz und gar. Donnerstag und Freitag waren für ihn Tage der unsäglichsten Schmerzen. Er aß gar nichts mehr, nahm viel Pulver, aber der Schmerz war nicht mehr zu betäuben. Er hatte jetzt die Schwämme im Munde bekommen, welche sich schnell durch den ganzen Körper bis in den Darmkanal verbreiteten, und indem sie so auch die innern, bisher immer noch gesunden Theile ergriffen, wurde seine völlige Auflösung vorbereitet. Er schrie laut, seine Gedärme rissen ihm entzwei. Mutter und Schwestern wiesen ihn zum Gebet; er versuchte es auch, aber da er keinen Erfolg spürte, wollte er verzweifeln. So hielten wir denn desto mehr an und beteten laut für ihn, bis er wieder etwas ruhiger wurde. Den Sonnabend ging es um Vieles besser; Theodor schien sich sichtlich zu erholen und aß wieder etwas mit Appetit. In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag erwachte er plötzlich gegen 1 Uhr und rief der Mutter zu, sie sollte ihm ein Pulver geben, damit entweder sein Leiden beendet würde oder damit es zur Besserung ginge: denn er könne und wolle es nicht mehr aushalten. Die Mutter redete ihm zu, geduldig zu sein und den Herrn anzurufen, der ihm allein helfen könne, und nun fing er an zu beten, aber was für ein Gebet! Wie ein Verzweifelnder fing er an zu schreien: Gott wolle ihn nicht mehr hören, so oft er auch rufe; er wolle deshalb lieber gar nicht mehr beten, denn solche Schmerzen wären nicht zu ertra-

gen, und ſo fort. Der Vater ſprang aus dem Bette und rief ihm zu: Theodor, ſo geht es nicht! das iſt kein Gebet, das iſt Verzweiflung. Die Mutter aber ſank an ſeinem Lager nieder und betete laut für ihn, bis ſie ſeine Schmerzen nieder gebetet hatte. Ich war bei dieſem Auftritte nicht zugegen, aber am Sonntag Morgen um 10 Uhr wiederholte er ſich. Ich habe nie dergleichen erlebt; ſein Zuſtand und ſeine Aeußerungen waren ſchrecklich; ich mußte hinaus und im Stillen für ihn zum Herrn ſchreien. Die Mutter aber hielt treulich bei ihm aus und betete bis der qualvolle Zuſtand vorüber war. Den Sonntag Nachmittag kam ein ähnlicher Anfall, der aber leichter vorüberging, und auf die bloße Aeußerung einer der Schweſtern, daß der Herr ihm nun ja doch geholfen habe, fing das Kind an zu beten, daß der Herr ihm doch ſeine Sünden vergeben und ihn zu Gnaden annehmen wolle. — Von hier an ſcheint er ſeinen Tod vorausgewußt zu haben, wie aus vielen Aeußerungen hervorging. Nach jenem Gebete verfiel er in einen tiefen Schlummer, der bis Montag Nachmittag mit einzelnen Unterbrechungen anhielt. Er mußte in dieſer Zeit die ſtarken Opiumpulver erſt alle 6, dann alle 5 und zuletzt alle 4 Stunden nehmen, ſo daß er in einer immerwährenden Betäubung lag. Den Montag gegen Abend bat er, man möchte ihm doch die Pulver noch einmal machen laſſen, denn in dieſer Nacht wolle er ſich nicht mehr ſo quälen. Bald darauf

ſchlief er wieder ein, war aber doch mitunter recht unruhig. Doch nun ſollte bald die Gnade Gottes bei ihm zum Durchbruche kommen. Gegen halb zwölf Uhr erwachte er unter unſäglichen Schmerzen, aber auf die bloße Ermahnung der Mutter zur Geduld und zum Gebet fing er an mit dem Herrn zu ringen, und mit ſolcher Gewalt an das Vaterherz Gottes zu greifen, daß alles um ihn verſtummte und ſtille ward. Hier ſind die Worte ſeines Gebetes, ſo treu, wie ſie ſich dem Herzen einer Mutter eingeprägt haben, denn ich ſelbſt war nicht zugegen, als der Herr ſich alſo an dem ſchwachen Gefäße verherrlichte. »Vater!« rief er, »höre mein Rufen und mein Schreien! Dein Wort kann ja nicht lügen, und Du haſt geſagt in Deinem heiligen Worte: Rufe Mich an in der Noth, ſo will Ich dich erretten und du ſollſt Mich preiſen! Siehe, ich rufe Dich! Höre mich, mein Herr und Gott! Ach, mein Heiland, verlaß mich nicht in meiner großen Noth! Mache Dein Wort an mir wahr! Ja, Du mußt mir helfen! Siehe ich laſſe Dich nicht, Du ſegneſt mich denn, wie Du Jakob gethan haſt. Ach barmherziger Heiland, ſei mir mit Deiner Hülfe nahe! Ich komme zu Dir, wie der verlorne Sohn, ach nimm mich armen Sünder an!« Dann fing er das ſchöne Lied »Befiehl du deine Wege« von dem 9ten Verſe an herzubeten: »Er wird zwar eine Weile mit Seinem Troſt verziehn« ꝛc. Als er an die Stelle kam: »Er giebt mir ſelbſt die Palmen in meine

rechte Hand«, wurde er immer begeisterter und bei den Worten: »Mach' End', o Herr, mach' End',« schien es gar nicht mehr seine Stimme zu sein, wie er denn überhaupt das ganze Gebet mit überlauter, kräftiger Stimme sprach. Hierauf ließ er sich zurücklegen, sprach leise noch die Worte: Herr Jesus! nimm mich armen Sünder an! und sagte dann laut: Amen! Nun wurde er ganz still. Die Seele hatte sich losgerungen und von jetzt an stöhnte er nur noch einzelne Worte. Als er am Dienstage aufgerichtet wurde, riß die Haut an seiner Hüfte durch, das Gelenk war von einander gegangen, der halbe Hüftknochen streckte sich von allen seinen Bändern los hervor, und der Körper zog sich lang aus. Hände und Arme waren abgestorben und blau, aber das Herz wollte noch nicht brechen. Zweimal trat ein heftiger, furchtbarer Todeskampf ein, nach welchem er in einem starken Röcheln und Stöhnen noch einige Stunden verblieb. Endlich ließ das Röcheln nach; er schöpfte schwach und immer schwächer Athem, und ½ auf 12 Uhr in der Dienstag-Nacht entschlief er so sanft, daß wir es kaum bemerkten.«

So weit der Brief. Es war der 11. August 1840 der Tag seines Heimganges.

Am Sonntag darauf hielt der Prediger des Ortes dem Kinde vor der Gemeine die Danksagung. Er erzählte einfach, schlicht und treu die Auftritte an seinem Sterbelager. Die ganze Gemeine war

bewegt, ein allgemeines Schluchzen ließ ſich durch die Kirche hören. — —

Brüder und Schweſtern! die ihr dies leſet, Aeltern und Kinder! helfet mir danken, loben und preiſen den wunderbar herrlichen Gott und Heiland für ſeine herzliche Barmherzigkeit, die Er an dieſem Kinde und an unſerm ganzen Hauſe gethan hat. Ach, daß dieſe wahrhaftige Geſchichte doch auch eure Herzen bewegen möchte, und zwar nicht blos zu einer flüchtigen Rührung der Theilnahme und des Mitgefühles, ſondern zu dem feſten Vorſatze, dem Herrn zu dienen, der ſolche Dinge thut, ja deſſen Thun ſo wunderbar iſt unter den Menſchenkindern, und der doch allezeit, auch in den trübſten Tagen, nur Gedanken des Friedens mit uns hat und nicht des Leides. Es iſt außer Ihm kein Heil und iſt kein anderer Name den Menſchen gegeben, darinnen ſie ſollen ſelig werden, denn der Name des Herrn Jeſu. — Ja Herr Jeſus, Du biſt's, Du biſt es gar! und iſt kein andrer Heiland, ich weiß ja keinen! Darum ſoll's täglich und ſtündlich in meinem Herzen heißen: Herr Jeſu, Dir leb' ich, Herr Jeſu, Dir ſterb' ich, Herr Jeſu, Dein bin ich todt und lebendig; ach, mach' mich fromm und bei Dir ewig ſelig! Amen.

Ein Brief von Gottlieb

nach dem Attentat vom 26. Juli 1844.

Lieber Vetter!

St., den 16. Auguſt 1844.

Es geht Dir wohl wie mir? Du weißt nicht wer den Anfang machen ſoll, und ſo hat Jeder von Tage zu Tage gewartet, ob nicht der Andere zuerſt ſchreiben wird. Darüber iſt denn die Zeit vergangen, und es iſt wieder ſtiller geworden im Herzen — aber ganz ſchweigen kann ich doch nicht, kann's auch nicht länger mehr aushalten; mir iſt, als läge mir ein ſchwerer Stein auf dem Herzen, und ich dürfe Dir nicht eher wieder über einen andern Punkt ſchreiben, bis ich den heruntergeſchrieben habe. Ich habe oft an Dich gedacht, und Dir hat's gewiß mit mir ebenſo gegangen. Du wirſt auch wohl gefragt haben: Was hat der Vetter dazu geſagt? Ja, Vetter, was ſoll ich dazu geſagt haben! Ich habe eigentlich nichts geſagt — aber ich bin eine Zeit lang ganz tiefſinnig geweſen — und meine alte Wunde hat mir weh gethan. — —

Der Fall kann einen aber auch ganz niederſchlagen. — — Müſſen wir das erleben in unſerm

lieben Deutſchland, wo's unſer Ruhm iſt, daß die Fürſten frei unter dem Volke herum gehen! Ich wollt's erſt gar nicht glauben, und als ich's doch glauben mußte, ward mir ſo weh um's Herz, wie's einem wird, wenn etwas geſchieht, was noch nie geſchehen iſt, und woran man nie gedacht hätte. — —

Ich werde die Geſchichte Tag und Nacht nicht los — und wenn ich ſo hinter den Pferden hergehe, kommen mir allerlei ſeltſame Grübeleien. Zum Beiſpiel, ich denke, es wäre paſſirt, wie ich Pfingſten durch Berlin kam; ich hätte wollen den König abfahren ſehen; hätte im Schloßhof geſtanden, dicht neben dem Wagen — da wäre der Schuß gefallen — gerade vor mir — Vetter, dann zuckt's mir in den Armen bis in die Fingerſpitzen hinein, ich fühle eine Löwenkraft in meiner Fauſt, greife den Mörder, drücke ihn zuſammen — ſpanne die Pferde aus, mich mit dem Volke vor den Wagen, und ſo geht's im Jubelzuge durch alle Straßen der Stadt; — — — aber dann denke ich wieder, wie nur ein Haar gefehlt und die Kugel hätte getroffen, das Entſetzliche wäre geſchehen — und dann ſinken mir die Arme nieder, ich fühle mich ſo ſchwach und ſo klein — doch Herz und Augen richten ſich zum Himmel auf, und ich möchte jauchzen, daß des Königs Leben noch von einer andern Treue behütet wird, als von der der Unterthanen, ja ich möchte jauchzen und loben und preiſen — — nur, über dem Jauchzen fährt mir wieder ein tiefer Schmerz

durch das Herz — das Volk liebt ſeinen König, der Herr beſchützt ihn, das hat ſich ſichtbarlich gezeigt — aber, Vetter, es iſt ja doch auf ihn geſchoſſen!

Zwar, es iſt nur eine einzelne Hand geweſen, die ſich gegen ihn erhoben — Gott ſei tauſendmal Dank, daß dem ſo iſt — doch alle Welt hat den Schuß gehört, der Franzoſe hat ihn gehört — ein Mann macht ein ganzes Land berühmt; doch ein Bube bringt auch einem ganzen Volke Schmach und Schande. — —

Ich grübele oft, was mit dem Königsmörder gemacht werden ſoll. — Ich fürchte mich ordentlich, daß das Todesurtheil in lebenslängliche Feſtungsſtrafe umgewandelt werden wird. Er hat's ja nicht im Schwarme, nicht in wilder, verkehrter Begeiſterung gethan. —

Manchmal fällt mir eine recht ausgeſuchte Marter für ihn ein: — Vetter, man ſollte ihn frei laufen laſſen, aber nicht über das preußiſche Gebiet hinaus, und ihm ein Zeichen an ſeine Stirne machen. So, wie Kain, müßte er umherirren, ein Abſcheu aller, eine Peſt der Menſchen, ohne Freund, ohne Rath, ohne Hülfe. — —

Was mag er nur gedacht haben, der gute König und die gute Königin, wie ſo völlig unvermuthet der Schuß fiel, da er eben in den Wagen ſteigt, der ihn zu ſeinen unglücklichen ſchleſiſchen Kindern bringen ſoll? — — Ich weiß nicht, was

ich drum gäbe, wenn ich ihm den Schmerz hätte erſparen können! — — —

Doch, Gott ſei Dank, auf dem ſchwarzen Grunde dieſer verruchten That tritt ja auch die Liebe und Treue und Anhänglichkeit ſeines Volkes um ſo herrlicher heraus! Ich habe mich erquickt an der lebendigen, allgemeinen Theilnahme von Stadt und Land, an den Glückwünſchungsſchreiben von allen Orten und Enden, die an ihn ergangen ſind — — — und

Ja, Vetter, ich habe auch eine Adreſſe an den König ſchreiben wollen, aber es iſt mir wieder leid geworden. Was ſoll's auch? — Ich bin ja ohnehin bei jeder Adreſſe dabei geweſen, und meine Gedanken haben Courier geritten hin und her, und ich habe im Leben nicht ſo begierig nach den Zeitungen gegriffen, als in dieſer Zeit.

Da habe ich denn auch geleſen, wie der König und die Königin in Erdmannsdorf das heilige Nachtmahl genommen, inmitten der ganzen Gemeine, wie ſie mit einander niedergekniet ſind und haben gebetet, lange gebetet, auch für den Mörder ein: »Vater, vergieb ihm!« haben dann das ganze Lied von Anfang bis zu Ende geſungen: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren! — — Vetter, was ſoll man denn da dem Könige noch ſchreiben — was ſoll man Worte machen — mir ſchießt auch das Waſſer gleich in die Augen —

und ich habe doch den Feldzug mitgemacht, und will mich nicht gerne weichlich nennen laſſen. —

Ich möchte lieber eine Adreſſe an das Volk ſchreiben, aber ich weiß nicht, wie ich's anfangen ſoll. Auch wird ſich's Keiner annehmen wollen! Jeder wird ſagen, er verabſcheue die That und den Thäter, und doch, Vetter, warum iſt bei unſerer Väter Zeiten nicht auf den König geſchoſſen worden?

Bruder, wollt' ich ſchreiben, womit iſt das Piſtol geladen geweſen? Unſere Väter haben nicht geſprochen von der Mündigkeit des Volks, vom alten Aberglauben, von der neuen Aufklärung, von Conſtitution und Preßfreiheit — aber ſie haben auch nicht auf ihren König geſchoſſen! — Doch wie geſagt, es würde ſich's Niemand annehmen wollen.

In Berlin wollen ſie den König feierlich empfangen, wenn er zurückkommt. Ein Theil will die ganze Stadt illuminiren, und der andere will die Armen an dem Tage ſpeiſen. — —

Ach, Vetter, es wird jetzt überall ſo viel illuminirt an den Köpfen, und dabei bleibt's doch in den Herzen ſo finſter — und ſind jetzt ſo Viele arm geworden, daß die Berliner die Speiſung doch nicht zwingen — und darüber iſt auf unſern lieben König geſchoſſen!! — —

Leb' wohl, und freue Dich alle Tage, daß wir ihn noch haben. Es ſegne ihn Gott, unſer Gott!

Dein ꝛc.

Ein Brief von Gottlieb

über den Hahnenſchlag.

Lieber Herr Vetter!

St., den 28. Septbr. 1844.

Vorgeſtern iſt **Hahnenſchlag** geweſen in Hopfenſtadt, und weil Du weißt, daß ich ſchon ſeit Jahr und Tag drauf los ſtudire, wie ein Volksvergnügen eigentlich ſein müßte, ſo wirſt Du Dich weiter nicht wundern, daß ich meinen Rock auch angezogen habe und mit hingegangen bin. Denk' Dir eine ſchöne, grüne Wieſe; links, jenſeit des Bächleins, ein anmuthiges Holz am Bergabhange, rechts, auf der Höhe der Stoppelfelder, als Wahrzeichen der Güte Gottes ein halb Mandel Diemen, die in's Thal herniederſchauen, und auf der Wieſe ſelbſt ein fröhliches Volkchen — Vetter, warum ſollte ein Chriſtenmenſch ſolch einem Schauſpiel nicht zuſehen? Und doch iſt ſo manches Aber dabei. — Wenn uns nur bei ſolcher Gelegenheit der Branntwein nicht immer alle Freude verdürbe! Es giebt ja für mich keinen erquicklichern Anblick, als wenn ein armes Menſchenkind ſo recht aus Herzensgrunde ſich freuen kann; weiß ich doch, wie jedes ſein Theil Jammer und Noth zu tragen hat, und es iſt drum gar zu ſchön, wenn das Herz dann einmal frei wird und abſehen kann von Allem, was

da druckt und quält, und mir geht meins mit auf wenn ich ſo ſehe, wie dann die Augen anfangen zu leuchten, und das Geſicht und der ganze Menſch in Geberden und Bewegungen einen ganz andern Ausdruck gewinnt. Aber wenn es der Branntwein iſt, der die Herzensfenſter illuminirt hat — wie wird da die Fröhlichkeit zur Fratze! — Aus den Augen leuchtet ein unheimlich Feuer, alle Bewegungen ſind grob und ungeſchlacht, das Gelächter klingt wie ein Gewieher müßiger Reſſe, und der ganze Menſch erinnert an das Vieh. Der Herr Amtmann in Hopfenſtadt aber giebt ſeinen Leuten alle Jahre um dieſe Zeit ein Volksfeſt und ſpendirt ein Faß Branntwein dabei. Er kann's auch, denn er hat ſeine Brennerei jetzt mit Dampf einrichten laſſen, und ſoll viel Geld verdienen.

Aber, Vetter, Du weißt wohl am Ende noch gar nicht, wie ſo ein Hahnenſchlag eigentlich iſt? Nun, ſieh Du, zuerſt wird ein Loch in die Erde gegraben, drauf ein lebendiger Hahn hineingethan, dann ein Deckel darüber gedeckt, und endlich ein großer Topf oben drauf geſetzt. Wer hernach mit ſeinem Dreſchflegel den Topf entzwei ſchlägt, das gilt eben ſo viel, als wenn er dem Hahnen auf den Kopf getroffen hätte, und ich muß ſagen, daß mir dieſer Punkt bei der ganzen Geſchichte am allerbeſten gefallen hat, denn es iſt doch im Grunde ein ſchlechtes Vergnügen für einen armen Hahnen, mit dem Dreſchflegel eins auf den Kopf zu bekom-

men, wiewohl es manchem ehrlichen Menſchen in ſeinem Leben auch paſſirt, daß er vom einem Ziegel einmal umſonſt hinter die Ohren gehauen wird. Wenn nun der Hahn im Loche ſitzt und der Topf oben drauf ſteht, ſo werden vom Topfe in gerader Linie zwanzig Schritte abgemeſſen, und an dies Ende wird eine leere Tonne geſtellt, und zwar ſo, daß das Spundloch gerade auf den Topf losweiſt. Iſt alles ſo weit fertig, ſo geht's mit den Dreſchern und Knechten und wer ſonſt mitſpielt der Reihe nach an. Jedem werden die Augen feſt verbunden, und drauf wird er 5 oder 6 Mal ſchnell um die Tonne herumgeführet, bis er ſchwindlich iſt, und dann ſtellt man ihn vor das Faß hin, mit dem Geſicht gegen den Topf, ſteckt ihm einen Dreſchflegel zwiſchen den Füßen hindurch in das Spundloch der Tonne hinein, ſo daß er die genaue Richtung nach dem Hahn hat, und läßt ihn dann abmarſchiren. Der Kerl zählt nun gravitätiſch ſeine zwanzig Schritte ab, bleibt dann ſtehen, und ſchlägt mit dem Flegel dreimal herzhaft zu, wo nach ſeiner Meinung der Topf ſtehen ſoll; aber, Vetter, wo er hinſchlägt, das iſt ſkurrilich zum Lachen, denn ſtatt gerade aus, iſt er rechts oder links ab, wohl gar im Kreiſe herumgegangen, und trifft etwa einen Maulwurfshügel, der ſeine reichlichen zwanzig Schritt vom Topfe entfernt iſt. Manchmal paſſirt's auch, und das iſt faſt noch ſpaßhafter, daß Einer dicht davor ſteht, ſchlägt aber rechts und links dreimal, und der Hahn geht doch leer aus.

Ich hatte mich zu Anfang ganz in die Nähe gemacht, um alles recht genau mit anſehen zu können — aber ich hielt's nicht lange aus. Mir wurde bei der ausgelaſſenen Fröhlichkeit unheimlich zu Muthe, denn, wie geſagt, es roch ſo nach einem unreinen Geiſte, dem ich herzlich gern erlaubt hätte unter eine Heerde Säue zu fahren, wenn ich die Gewalt dazu gehabt hätte, ſtatt daß er hier das arme Volk zu Schw..... machte. Drum ging ich ein gut Stück abſeits, und legte mich unter einen Weidenbaum ins Gras hinein. Wollte verſuchen, ob ich aus der Ferne nicht den Branntwein vergeſſen, das Gewühle überdecken und nur die fröhlichen Menſchen ſehen könnte. Zum Theil gelang's mir auch.

Wie ich nun ſo dalag und eben darüber nachdachte, wie das im Kreiſe herumdrehen ſo viel Wirrwarr macht und an allen verkehrten Gängen ſchuld iſt, fiel mir ein, ob es gewiſſen Leuten mit dem Chriſtenthum nicht gerade eben ſo geht, als den Knechten mit ihrem Hahn. Sie gehn auch drauf aus das rechte Ziel zu treffen, kommen aber rechts oder links ab und ſtreichen in die Luft. Dabei laſſen ſich noch viel andere Vergleichungspunkte auffinden. Blind ſind wir eigentlich Alle von Natur, gehen umher wie mit verbundenen Augen, die Natur iſt uns ein verſchloſſenes Buch und Gott der Herr ein verborgener Gott. Nun hat uns aber der liebe Gott ſo geſtellt, zu Füßen die Erde, zu Häupten den Himmel, daß wir alſo den Ort, wo's

hingehn ſoll, immer vor uns haben, und dazu giebt er uns einen untrüglichen Wegweiſer, ſein heiliges, geoffenbartes Wort, nicht bloß in die Hände, ſondern läßt es uns von Kindesbeinen an in Herz und Sinn predigen, und ſein Wort predigt nicht etwa hohe Dinge und gewaltige Weisheit, die nur hier und da Einer faſſen und begreifen kann, ſondern iſt für Kinder und Narren weder zu hoch, noch für die Weiſeſten und Gelehrteſten nicht hoch genug. Vetter, man könnte ſich wundern, wie doch ſo Viele vom rechten Wege abkommen, aber es iſt wie beim Hahnenſchlag, das Herumdrehen hat die Schuld. Ja, das Verrücktwerden um der Einfalt in Chriſto, das um die Tonne laufen, das Kleben bleiben an allerlei Lehren menſchlicher Weisheit, das Schwindlichmachen aus hochfahrenden Vernunftſchlüſſen hat ſchon Manchen um den rechten Treffer gebracht. Wer aber ſo in geiſtlichen Dingen die Leute im Kreiſe herumdreht, der hat eine ſchwere Verantwortung auf ſich geladen.

Ach, Vetter, und wie ich da ſo im friſchen Graſe unter dem Weidenbuſche liege und dem Hahnenſchlage zuſehe, ſo liegt auch jeder rechte Chriſtenmenſch auf der friſchen, grünen Aue des Wortes Gottes, von dem Schatten des Höchſten beſchirmt, und ſieht dem tollen und wirren Treiben der Welt mit wehmüthigen Blicken zu. Gehab Dich wohl!

Dein ꝛc.

Des Schulzen Gottlieb Trinkſpruch

bei der Hochzeit des gnädigen Herrn.

Mit Gunſt, Hochwohl- und Wohlgeboren!
Hört auch den Gottlieb an.
Die Zung' iſt mir nicht angefroren,
Ich gebe, wie ich's kann.

Mein Glas, ich heb' es in die Höhe
Und ſeh' auf's Brautpaar dort,
Und wie ich ſo das Paar beſehe,
Kommt mir auch gleich das Wort.

Da ſitzen ſie, die theuren Beide,
Verſchämt und ſtill erfreut.
Da ſitzen ſie wie Fried' und Freude —
Das Herz wird mir ganz weit!

Mir iſt, als hätt' ich einen Segen,
Ich alter Bauer ich,
Und müßte gleich zuſammenlegen
Die Händ' andächtiglich.

Ja, ſegn' Euch Gott! Gott ſegn' Euch Beide,
Segn' Euch an Seel' und Leib!
Es heiß' in Wahrheit: Fried' und Freude
Ward heute Mann und Weib.

Und lauter Fried' und Freude ſchütte,
Du liebes, edles Paar,
Dein Walten über jede Hütte
Noch lange, lange Jahr!

Und wiederum, im Dorfſtein hebe
Ein jeder Bauersmann,
Daß Gott Dir Fried' und Freude gebe,
Die Hände himmelan.

So ſegne Gott die neue Ehe,
Er ſegne Euren Bund!
Hebt All' die Gläſer in die Höhe
Und trinkt bis auf den Grund.

An meinen Bruder Franz.

Gehſt Du einmal mit Freien um
So ſei auf Deiner Hut!
Verliebt ſein macht den Menſchen dumm,
Und das thut ſelten gut.

Wenn man erſt Ja geſprochen hat,
So gehl's nicht mehr zurück,
Und hat die Frau erſt Einer ſatt,
Iſt's aus mit ſeinem Glück.

Drum wähle Du mit Vorbedacht
Und prüfe recht genau;
Was bei der Braut man noch belacht,
Verdrießt uns an der Frau.

Folgſt Du den Augen nur allein,
Wird wohl das Herz beſchwapt,
Doch hat ſich Mancher hinterdrein,
Schon hinter'm Ohr gekrapt.

Ein Mädchen, ſchön von Angeſicht,
Jedoch an Geiſt nicht ſchön:
Gleicht einer Leuchte ohne Licht,
Muß Du zur Nachtzeit gehn.

Ein Mädchen, da die Haut nur weich,
Doch hart des Herzens Sinn:
Iſt einem goldnen Becher gleich
Mit Grüneberger drin.

Ein Mädchen, flink zu Putz und Staat,
Jedoch zur Arbeit faul:
Hilft wie das fünfte Wagenrad
Und wie hintan der Gaul.

Ein Mädchen mit friſirtem Haar,
Indeß die Waſchfrau ſchwitzt:
Nutzt Dir, wie Weihnacht und Neujahr
Der Sonnenſchirm ihr nützt.

Ein Mädchen, ſcheut die Kirchenluft
Der zarte Nervenbau:
Paßt wohl für Herrn Pomadeduft,
Doch nicht für Dich zur Frau.

Ein Mädchen, die das Schauſpiel ſehr,
Die Predigt nicht erbaut:
Ja, ob ſie übergoldet wär',
Die allerärmſte Braut.

Glaub', was ſich im Comödienſpiel,
Was ſich auf Bällen paart!
Hat Eins am Andern auch nicht viel,
Denn Art läßt nicht von Art!

In ihrem Hauſe geh' dafür
Bei Mädchen auf die Schau.
Der Hausſtand iſt des Weibes Zier,
Da prüf' die künft'ge Frau.

Ein Mädchen, voller Emſigkeit,
Sie thue, was ſie thu':
Iſt wie ein Kornfeld Frühjahrszeit,
Der Segen wächſt ſtets zu.

Ein Mädchen, die zum Hemd das Lein
Sich ſelber ſpinnt und bleicht,
Wird auch ein Barometer ſein,
Das auf gut Wetter zeigt.

Ein Mädchen, die von Herzen gut,
Wenn ſonſt auch ohne Zier:
Iſt wie ein feiner Zuckerhut
In ſchlichtem Packpapier.

Ein Mädchen, da ſtets nett und rein
Geräthe wie Gewand:
Die iſt ein rechter Edelſtein,
Ein Segen Deinem Stand.

Ein Mädchen, biegſam, ſanft und weich,
Die hat den rechten Sinn,
Und iſt dem Bienenkorbe gleich:
Der Honig ſteckt darin!

Ein Mädchen, fromm und tugendſam,
Ohn' Heuchelſchein zumal:
Iſt Freude ihrem Bräutigam,
Und Wonne dem Gemahl.

Drum kommt Dir mal das Freien ein,
So ſei auf Deiner Hut,
Und geh' nicht nach dem Außenſchein;
Denn das thut ſelten gut.

Erblickſt Du wo ein holdes Kind
Mit blauem Augenpaar,
Mit Wangen, die wie Roſen ſind,
Und blondem Lockenhaar:

So gieb Dein Wort nicht früher hin,
Bis Du erſt approbirt,
Ob auch Verſtand und Herz und Sinn
Zum Antlitz harmonirt.

Doch fänden nun, geſetzt den Fall,
Zur Phyſiognomie
Die übrigen Glücksgaben all'
In ſchönſter Harmonie,

Und wohnte in ſo ſchönem Leib
Ein auch ſo ſchöner Geiſt:
Das, lieber Bruder, wär' ein Weib,
Das Fried' und Heil verheißt.

Da rath' ich Dir, da ſpute Dich,
Und halte um ſie an;
Und ſagt ſie: Ja! ſo lade mich
Zum Hochzeitsfeſte dann!

Eine Correspondenz zwiſchen Gottlieb und ſeinem Vetter über Juden-Emanzipation.

Der Schulze an den Kantor.

St. den 11. November 1844.

Lieber Herr Vetter!

Ich wundere mich höchlich, was es jetzt in den Zeitungen für ein Geſchreibens giebt von wegen der Juden, und da ich nicht mehr weiß, wie ich damit dran bin, ſo will ich mir bei Dir Raths erholen, was es auf ſich hat mit der **Emanzipation,** wie ſie's nennen. Zuerſt wollte ich gerne wiſſen, wo ſolch Geſchrei eigentlich herkommt, von den Chriſten, oder von den Juden. Wir leben doch hier auch nicht in der Türkei, aber bei uns Bauersleuten iſt bis jetzt noch alles ganz ſtille davon geweſen, darum achte ich, kommt's nicht von den Chriſten zuerſt. Was nun aber ein rechter Jude iſt, ſollte ich meinen, könnte es gar nicht einmal verlangen, denn er hat's ja in ſeinem Geſetz, daß Wolle und Leinen nicht mit einander gemengt ſein ſollen, und ich denke das Chriſtenvolk kann ſich's auch annehmen, daß in der Schrift ſteht: »Du ſollſt nicht ackern mit Ochs und Eſel zugleich.«

Ich habe neulich mit dem Rummelsdörfer Schulmeister ein Langes und Breites über diesen Punkt gesprochen, aber der meinte, um der christlichen Liebe willen dürfe man nicht dagegen sein, und führte etliche Sprüche an, als: »Ein Jeder sehe nicht auf das Seine,« und: »Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen« u. s. w. und dergleichen mehr. Ich wußte nicht recht, was ich ihm antworten sollte; aber ich weiß, daß ich den Juden auch alles Liebe und Gute gönne und von Herzen Heil und Frieden wünsche, und ich bin auch ernstlich mit mir zu Rathe gegangen, ob's nicht etwa doch ein heimlicher Haß oder Groll wäre, daß ich nicht so recht in den Ton mit einstimmen kann, aber ich hab' es nicht finden können.

Wenn ich darüber nachdenke und überlege mir was in der Bibel über dies Kapitel steht, und sehe dann wieder unsere heutigen Juden an, so kommt's mir so vor, als stünde das Wort: »Du sollst ein Fremdling sein im fernen Lande« jedem Juden so deutlich mit dem Finger Gottes ins Angesicht geschrieben, daß es kein Mensch wegwischen kann; ja mir ist, als wär' es eine große Vermessenheit, wenn ein armes Menschenkind hintreten will, und meint es besser machen zu können, als der liebe Gott, und läßt sich bedünken, mit Gesetz und Befehl könne man eine Heimath zurichten, wem man wolle. Darum sollst Du mir Deine Meinung und Ansicht schreiben, damit ich weiß, wie ich dran bin. In-

zwiſchen will ich Dir eine Geſchichte erzählen, die mir ſelber paſſirt iſt und aus der Du Dir das Beſte herausnehmen kannſt.

Ich war neulich auf dem Rumpenheimer Jahrmarkte geweſen und wollte mit meinem Nachbar wieder nach Hauſe gehen; der aber blieb noch an einer Bude bei einem anſehnlichen Juden ſtehen und feilſchte um ein Tuch für ſeine Tochter. Wie ich nun auf ihn warte, gewahrt mich der Windmüller von Wilhelmshof, ein rechter Erzſpötter, der eben mit dem Sohne des Juden im Geſpräch geſtanden, und ſagt zu dem: „Erzählt doch die Geſchichte noch einmal, denn der Schulze da hört's gewiß auch gern.“ Es handelte ſich aber um ein Komödienſpiel, das Jener auf der Meſſe geſehen hatte, das war betitelt: „Schwärmerei nach der Mode“ und ſollte gegen die Frommen gehen. Ich merkte bald, daß das Ganze auf mich geſtichelt war, und dachte bei mir ſelbſt, alles hat ſeine Zeit, Schweigen und Reden, und wozu hat dir der liebe Gott das Mundwerk gegeben. Als darum ſeine Geſchichte aus war, ſagte ich: „Wenn das auf mich geredt ſein ſoll, ſo will ich euch antworten, und wenn's mich nicht gemeint hat, ſo nehme ich mir's doch an. Ich lache und ſpotte über keines Menſchen ſeine Religion, aber ich leid' auch ſolches von keinem Andern, und ein Chriſtenmenſch ſollte ſich ſchämen, der an ſolchem Geſchwätz ſeinen Gefallen hat und ſeinen Herrn Chriſtus zum andern

Mal an die Juden verräth. Weil denn nun aber der Herr da ſo klug zu reden weiß, ſo will ich ihm erſt einmal auf den Grund fühlen, damit ich ſehe, mit wem ich ſtreite. Was iſt denn eigentlich ein Jude, oder worauf ſteht euer Glaube? Haltet ihr, daß das alte Teſtament Gottes Wort iſt?« Ueber das alles waren eine ganze Menge Juden zuſammengetreten und fingen an über meine Frage untereinander hin und her zu reden, und etliche meinten, ja, das alte Teſtament wäre wahr und ſie glaubten daran; etliche aber wollten nur die fünf Bücher Moſis und die Pſalmen gelten laſſen, etliche gar nur den Moſe. Darauf ſagte ich: »Es iſt an dem genug! Wenn die fünf Bücher Moſis eures Glaubens Grund ſind, ſo iſt's gut, denn den Mann kenne ich auch. Laßt uns doch aber einmal herkommen und aus dem Moſe den Tempeldienſt, oder den der Hütte, was einerlei iſt, und das Prieſterthum, und das Opferweſen und die Meſſiashoffnung herausſtreichen und wegnehmen, was wird dann noch bleiben? Ihr ſagt, ihr ſeid Juden! Wo iſt euer Tempel, euer Hoherprieſter, euer Opfer, euer Meſſias? Was habt ihr für das alles aufzuweiſen? Was iſt's denn mit dem Meſſias? Sprecht, ſoll er noch kommen, oder iſt er ſchon gekommen?« Da wurden ſie wieder uneins und etliche meinten, er ſolle noch kommen und etliche, er käme gar nicht. Da ſagt' ich: »Mit denen red' ich nicht, die da meinen, er kommt gar nicht,

denn das ſind keine Juden. Aber ihr andern, was ſprecht ihr denn zu der Verheißung eures Vaters Jakob, daß das Scepter nicht von Juda entwendet werden ſolle, bis daß er komme? Das Königreich iſt nun ſchon über die 1800 Jahre von euch geriſſen, wie ſprecht ihr denn, er ſolle noch kommen?« Darauf wußten ſie nicht recht, was ſie antworten ſollten, bis endlich einer das Wort nahm und ſagte: »Wir dürfen bei der Weiſſagung nicht beim Buchſtaben bleiben, ſondern müſſen den Geiſt faſſen. Ich glaube die allgemeine Emanzipation der Juden, das iſt unſer Meſſias.« Da wurden die Andern froh und ſtimmten ihm bei und meinten, ſie hätten nun das Rechte. Ich aber antwortete: »Ihr tretet eure Herrlichkeit mit Füßen! Da die Weiſſagungen geſchahen, da hattet ihr das Reich und die Macht und den König, und waret die Herren, wie ſoll euch denn das verheißen ſein als euer Heil und eure Herrlichkeit, was ihr damals ſchon viel beſſer hattet, als ihr es jetzt erlangen könnt!« Inzwiſchen hatten ſich viele Leute um uns verſammelt und hörten mit zu, und das mochte dem Alten in der Bude verdrießlich ſein, deshalb machte er dem Handel ein Ende und ſagte: »Herr Schulze, laßt den Meſſias kommen, wenn er will und von wo er will, wenn er nur kommt und bringt Geld mit.« Da lachten ſie Alle und es gab denn freilich nichts mehr zu antworten. Ich ſagte, ihr habt den Streit angefangen und nicht ich, und ging mei-

ner Wege. Und das will ich jetzt auch thun, denn über der Geſchichte iſt mir der ganze Bogen voll geworden. Gehab Dich wohl.

Dein ꝛc.

Der Kantor an den Schulzen.

M., den 19. November 1844.

Gottlieb, über Deine Geſchichte könnte man lachen, wenn kein ſo gewaltiger Ernſt dahinter läge. Sie iſt vollkommen aus dem Leben gegriffen, und derſelbe Sinn, der Dir auf dem Rumpenheimer Jahrmarkte geantwortet hat, ſpricht ſich im Allgemeinen bei den meiſten Juden aus. Wie auch die Zeiten ſich geändert haben, die Verhältniſſe ſind dieſelben geblieben; Iſrael iſt noch das alte, trotzige und verzagte Volk. Ein Theil hat den Meſſias »Geld« und der andere meint in der Emanzipation ſein ganzes Heil zu finden. Einer der gefeiertſten, jüdiſchen Redner hielt neulich hier am Gedenktage der Zerſtörung Jeruſalems eine Rede, in der er in den Theilen: Iſrael, was es war, iſt und ſein wird, den nämlichen Schluß machte, daß die völlige Gleichſtellung der Juden die ſich nahende Erfüllung aller Verheißungen ihrer heiligen Bücher ſei.

Doch ich will Dir Deinen Brief von vorn an beantworten, und zwar gebe ich Dir gern Be-

ſcheid, ſo viel ich nur weiß und kann; denn mir liegt Iſrael auch am Herzen, obgleich es manchem unſerer neumodiſchen, aufgeklärten Herren nicht ſo ſcheinen würde, wenn er das läſe, was ich von ihrer Emanzipation halte. Du fragſt zuerſt, »wo ſolch Geſchrei und Geſchreibens eigentlich herkommt?« So lange es Menſchen giebt, Gottlieb, die ſich ſelbſt noch niemals gefragt haben, warum ſie Chriſten heißen, und auf was und wen ſie getauft ſind, und ſo lange dieſelben von ihren Geldern und Gütern leben, oder vielleicht eine ſichere Anſtellung, oder ſonſt ein Geſchäft haben, bei dem ihnen die Juden keinen Abbruch thun können, läßt ſich's ja wohl erklären, wie ein Theil Leute nicht begreifen kann, warum uns die Juden nicht gleich ſtehen ſollen, da ſie eben ſo wohl eſſen, trinken, ſchlafen, tanzen und ſpielen, wie die Chriſten. Das ſind aber nicht die eigentlichen Wortführer in den Zeitungen, denn dazu ſind ſie in der Regel zu bequem. Die Hauptſchreier ſind meiſt junge, jüdiſche Doktoren und Gelehrte, ein Menſchenſchlag, von jüdiſchen Eltern geboren, aber in dem herrſchenden Unglauben dieſer Zeit groß gezogen; Leute, denen der Name Jude ein Schimpfwort iſt, die ſich aber noch nie die Mühe gegeben haben zu unterſuchen, was das Chriſtenthum eigentlich iſt; und dies Zwittergeſchlecht hat ſich, weil es müßig am Markte ſitzt, an die Zeitungen gemacht, und ſchreit und lärmt in die Welt hinein. Es verſteht ſich aber

von ſelbſt, daß in dieſen Räſonnements nicht die Stimme des Volks zu ſuchen iſt.

Unter den Gegnern der Gleichſtellung der Juden finden wir nun einen großen Haufen, der aus keinem andern Grunde dawider iſt, als weil er von Juden bei ſeinem Handel und Gewerbe mehr oder weniger Schaden und Beeinträchtigung erleiden muß. Dieſe beiden Klaſſen von Menſchen, für und gegen, gehen uns aber jetzt nichts an und ſie mögen ſehen, wie ſie mit einander fertig werden; wir laſſen ſie fahren und wenden uns zu den wenigen auf der einen Seite, die da meinen, um der chriſtlichen Liebe willen dürfe den Juden die bürgerliche Gleichſtellung nicht vorenthalten werden.

Iſrael iſt ein Fremdling unter uns. Wir müſſen ihn aber uns erſt näher anſehen, ehe wir beſtimmen können, wie wir uns gegen ihn zu verhalten haben. Die franzöſiſchen Emigranten und die Salzburger und Zillerthaler Auswanderer, das waren auch Fremdlinge, aber ſie ſind es nicht mehr. Das macht, ſie kamen zu uns und ſprachen: Laß mich unter dir wohnen, denn dein Volk iſt mein Volk, und dein Gott iſt mein Gott. Merkſt Du nun wohl, Gottlieb, wo der Knoten ſteckt? Die eine Hälfte des Spruches will Iſrael wohl gelten laſſen, dein Volk ſoll mein Volk ſein, ſpricht es, und wo du biſt, da laß mich auch ſein; aber die andere mag's nicht nachſagen, die doch die Hauptſache iſt. Wie können zwei Völker eins werden,

ſo ſie nicht Einen Gott haben? Schafft denn das Volk ſich ſeinen Gott, oder ſchafft Gott die Volker? Erwählen ſie ihn, oder er ſie? Hat uns aber unſer Gott ſich zum Volk und Eigenthum erwählt, wie können wir denn eigenmächtig den uns gleichſtellen wollen, der nicht dieſes Gottes iſt, ja der dieſen Gott leugnet und verwirft, ſo wir doch ſelbſt nur ſagen können: »Aus Gnaden bin ich, das ich bin.« Oder hat Iſrael etwa mit uns denſelben Gott? Noch iſt der Name, welcher uns der allerheiligſte iſt, ihnen ein Spott und eine Verachtung, noch erklären ſie es laut in die Welt hinein, daß ſie halten, es ſei nicht nöthig geweſen, daß Chriſtus erſchienen: ſo wir doch bekennen, daß in ihm allein Heil und Seligkeit zu finden iſt.

Bei einer ſolchen Verſchiedenheit, nicht der Anſichten und Meinungen, ſondern des ganzen Glaubens- und Lebensgrundes, kann eine wahrhaftige Einigkeit im Geiſte nicht ſtattfinden. Gegen einen ſolchen Fremdling gebietet uns die chriſtliche Liebe nur, ihn aufzunehmen, ihn nicht zu drücken und zu plagen, ſein Eigenthum zu ſchützen, kurz ihm zu vergönnen, daß er in Frieden unter uns wohne, ſo lange er nämlich Frieden finden kann im fremden Lande. Wie mögen wir aber den zu unſerer Obrigkeit ſetzen in einem chriſtlichen Staate, der nimmer den Geiſt des Chriſtenthums faſſen will, ſo wir doch alle Sonntage beten, daß derſelbige Geiſt unſere Obrigkeit erleuchte und regiere. Oder wie

kann der Anführer im Heere ſein, der ſein eignes Volk nicht ſammeln kann, ſo uns doch Gott geſetzt hat, ihn zu ſchützen, und nicht umgekehrt. Oder wie ſoll der in unſerm Rathe ſitzen, der ein andres Ziel verfolgt als wir? Oder ſollen wir dem unſere Tochter zum Weibe geben, der zwar Ein Leib mit ihr ſein kann, aber nicht Ein Geiſt? Das ſei ferne!

Wir ſollen die Seelen dieſer Fremdlinge theuer achten, ob wir ſie der Wahrheit gewannen; denn Gott hat uns das helle Licht ſeines Evangeliums nicht umſonſt gegeben, ſondern wir ſollen gewiß wiſſen, daß wir den Weg und die Wahrheit und das Leben haben, Jene aber noch in der Irre gehen; und darum muß unſer Verhalten gegen dieſelben alſo ſein, daß bei aller Liebe, die wir ihnen beweiſen, ſie es doch fühlen müſſen, daß wir ſind die Erben der Verheißung, ihren Vätern gegeben, daß wir das Leben und volle Genüge haben, während ſie ein friede- und ruheloſes Volk ſind: damit die Sehnſucht nach ihrer Herrlichkeit in ihnen rege werde; damit ſie ihre Blicke aufheben aus dem Staube der Gewinnſucht und loskommen vom Schachergeiſte, an ihre Bruſt ſchlagen und Verſöhnung ſuchen mit ihrem Gott; damit es wieder einmal von ihnen heiße, wie von dem alten Bundesvolke: „Da hub das ganze Iſrael ſeine Stimme auf und weinete,“ ja daß ſie ſchreien lernen nach ihrem Heil und wahrhaftiger Errettung, auf daß ſie auch einkommen zu ihrer Ruhe, zu der Ruhe

die ihnen verheißen iſt und die ihnen geben wird, der treu iſt und wahrhaftig, wenn ſie die Zeit ihrer Heimſuchung erkannt haben.

Mit Fauſtſchlägen wollen wir ſie nicht zu ſolcher Sehnſucht bringen. Unſere Zeit hat erkannt, daß die Liebe größere Dinge ausrichtet, als die Gewalt, daß der Zwang nur erbittert, aber die Liebe die Herzen bezwingt. Wohl, ſo zwinge ſie denn die Liebe, aber ſie ſchneide auch nicht, bevor das Feld zur Ernte reif iſt, damit ſie hernach nicht leeres Stroh dreſche. Sie ſage nicht Brüder, bevor Jene nicht Kinder ſind. Sie theile nicht das Erbtheil mit Fremdlingen. Der Sohn allein iſt Erbe im Hauſe. Der Magd Sohn ſoll nicht erben mit dem Sohne der Freien. Das Evangelium hat eine neue Zeit gemacht, wer aber unter dem Geſetze bleiben will, kann ſeines Segens nicht theilhaftig werden. Die Liebe iſt Schwachheit, die den Ausſatz des Bruders bedecken, aber nicht heilen will. Ohne Schmerzen keine Heilung. Wie mag ein Weib eines Kindleins geneſen, ſo ſie nicht zuvor in Kindesnöthen gelegen hat? Kann auch ein Volk geboren werden, ehe denn das Land die Wehen kriegt?

Iſrael bedarf der Wiedergeburt — und es wird wiedergeboren werden, das iſt gewißlich wahr. Der Herr wird ſein Volk nicht ewiglich verſtoßen; er hat noch etwas Beſonderes mit ihm vor, und das iſt nicht die jetzt vorgeſchlagene Emanzipation. Es

nimmt mich oft Wunder, wie unsere aufgeklärten Herren sich die außerordentliche Thatsache reimen können, daß das jüdische Volk, vor 1800 Jahren aus seinem Lande vertrieben und unter alle Völker der Erde zersprengt, sich in allen nur erdenklichen Lagen und Verhältnissen, ja unter dem entsetzlichsten Drucke, unvermischt von allen andern Nationen erhalten hat. Es ist dies ein völlig einziger Fall in der ganzen Weltgeschichte, und ich weiß nicht, wie ein vernünftiger Mensch anders kann, als annehmen, daß es zu einem besondern Zweck also geordnet ist. Es giebt aber dafür keine andere genügende Erklärung, als in den Worten unsers allmächtigen Heilandes, da er von dem Ende aller Dinge redet: »Wahrlich, ich sage euch, dies Geschlecht wird nicht vergehen u. s. w.« Wahrlich ja, dies Geschlecht steht unter uns da, als ewig unwiderlegliches Zeugniß, daß einst ein allmächtiger Mund wahrhaftig jenes Wort gesprochen hat. Und wie hier, so giebt uns auch die Schrift allein Aufschluß über die Zukunft dieses räthselhaften Fremdlings unter uns. »Sie werden sehen, in welchen sie gestochen haben,« sagt das prophetische Wort. Jahrtausende hat es Israel mit Zahnekneischen sehen müssen, Jahrtausende ist Sein Blut, das sie selbst beschworen, über ihre Kinder gekommen zum Fluche — es wird die Zeit kommen, da sie mit Freudenthränen sehen werden die Herrlichkeit des um unsertwillen dahin Gegebenen, da jenes Blut auch

ihnen zum Segen gestossen sein wird. Ich kann es nicht begreifen, wie einer ohne die Bibel das Räthsel des jüdischen Volks lösen will; aber es heißt auch von unserer Zeit: »Mit sehenden Augen sehen sie nicht, und erkennen es nicht« und den Emanzipationssüchtigen unserer Zeit wird es ergehen, wie dem heidnischen Kaiser Julian, da er mit Gewalt den Tempel Jerusalems wieder bauen wollte.

Darum hast Du recht, Gottlieb, daß durch Gesetz und Befehl die Juden nimmermehr wahrhaftig emanzipirt werden können. Nach Gottes Willen soll Israel ein Fremdling sein, und so wird es auch wohl bleiben müssen, bis der im Himmel selber Ja und Amen spricht zu ihrer Emanzipation. Die neuere Geschichte hat das schon bewiesen. In Frankreich haben die Juden schon lange gleiche bürgerliche Rechte mit den Christen, aber in den Augen des Volks sind sie darum immer nicht emanzipirt. Die Stellung der Juden ist dort im Wesentlichen nicht anders geworden als bei uns; und obgleich dort wie hier im geschäftlichen Verkehr das jüdische Geld am meisten läuft, so ist's doch bei aller Aufklärung und Freisinnigkeit der Franzosen kaum einmal erst vorgekommen, daß ein Jude zum Deputirten gewählt worden ist, und es gehört zu den größten Seltenheiten, daß ein solcher ein öffentliches Amt verwaltet. Was hilft ihnen also die Emanzipation! Ja es bleibt dabei, unser Herr Gott läßt sich keine Dekrete vorschreiben.

Man könnte diesen Satz so weit treiben, daß man dächte, laß sie machen was sie wollen, Juden werden Juden bleiben, sie mögen sie emanzipiren oder nicht, und liefe Gott's gefallen, und schwiege stille dazu; aber da sei Gott für! Es könnte nur die allertraurigsten Folgen haben, in zeitlicher und ewiger Rücksicht, wenn ein christlicher Staat ein solches Gesetz wirklich wollte ausgeben lassen. Du weißt, was ich von einer Constitution halte. Aber bei einer constitutionellen Verfassung, wie in Frankreich, mag es weniger gefährliche Folgen haben; steht es doch nicht im schreienden Widerspruche mit dem ganzen Wesen derselben, wie bei der monarchischen Regierungsform, denn dort ist es nicht mehr Gott, der das Volk regiert, durch die Obrigkeit, die er gesetzt und verordnet hat, sondern die Nation soll mündig sein, und erwählt sich ihre Obrigkeit selbst durch freien Vertrag, und zu der Gesammtmasse des Volkes gehören die Juden mit. Laß sie sehen, wie sie mit ihnen fertig werden. Aber in einer christlichen Monarchie, deren ganzer Grund auf dem Satze ruht, daß aller Segen von oben herab kommt und nicht von unten herauf geht, wo der König von Gottes Gnaden König ist, und das Schwert an Gottes Statt trägt, da könnte ein solches Gesetz nicht, wie in Frankreich, spurlos verhallen. Was es für Folgen haben würde, weiß ich nicht, aber das weiß ich: Gott hat uns über viel gesetzt — das Christenthum hat einen überschwäng-

lichen Segen über die Welt gebracht, und selbst die Feinde und Leugner desselben zehren von den Segnungen der christlichen Kirche mehr als sie denken, und daß diese Gottes Gnade mit Füßen treten, wenn wir alles dies so geringe achten wollten, eine zu werden mit einem Volke, dessen Religion jetzt bei den Meisten nur darin besteht, diesen unsern Gott zu verwerfen. Ja, ich sage es noch einmal, dessen ganze Religion darin besteht, diesen unsern Gott zu verwerfen. Oder daß Du in Deinen Zeitungen nichts von dem Treiben der Frankfurter Juden gelesen? Was sie glauben, wissen diese Herren nicht, es kommt auch nicht darauf an, sie stellen blos die Punkte auf, die sie nicht glauben. Und da ist einer der vornehmsten, daß sie weder einen Messias erwarten, noch wünschen, daß je einer komme. Und das schreien sie laut ins Land hinein — ins Christenland, das sie nur duldet. Unter Allen, die den Namen Christen tragen, ist keiner, der nicht wenigstens zugestände, daß wir Christo unendlich viel verdanken, daß er eine neue Zeit, und Wahrheit und Recht an das Licht gebracht hat — und diese Fremdlinge rufen das laut in unser Land hinein! Und das soll eine Annäherung an das Christenthum sein! O Land! Land! Land! höre des Herrn Wort, und laß dich weisen, wie du recht wandelst.

Doch genug für diesmal. Ich bin so warm geworden, daß ich keinen Schluß finden kann.

Dein ꝛc.

Der Schulze an den Kantor.

St. den 28. November 1844.

Hochgeehrter Herr Vetter!

Großen Dank für das Licht, welches mir Deine Weisheit aufgesteckt hat. Es leuchtet so ziemlich in alle Winkel meiner Finsterniß hinein, bis auf etliche, doch ich denke, wenn Du es noch einmal putzst, werden auch diese sich aufklären. Ehe ich Dir aber weiter von meinen Zweifeln berichte, muß ich Dir erst etwas bekennen, was ich auf dem Herzen habe, und was nicht recht heraus will. Du mußt mich aber nicht falsch verstehen.

Siehst Du, Nathanael, unter dem, was Du in Deinem Briefe vorgebracht hast, ist mir die Geschichte von Frankreich besonders auffallend gewesen, wie nämlich dort alle Emanzipationsgesetze nichts geholfen haben. Ich finde das jetzt auch ganz natürlich, und kann mir nicht denken, wie nach der Emanzipation der Schacherjude, der ja mir ins Haus kommt, ein ander Gesicht haben und andre Worte machen soll, und daß ich ihm dann besser glauben werde, wenn er Leib und Seele, und Frau und Kind verläugnet, daß ich ihm zum Schaden geboten habe, obgleich er mir das Joch hinterher doch läßt. Nun siehst Du, seit mir bei unserm letzten Ernteexamplatze die poetische Ader gesprungen ist, und Du das Liedlein nicht verachtet, sondern gar

hier und da gelebt hab'. Sicht mich der Kitzel immer, es noch einmal zu versuchen, und scheint's mir jetzt mit der ganzen Poeterei gar keine Hexerei mehr. Daß ich's nun kurz sage — ich habe neulich eine Fabel auf die Juden gemacht; aber ich scheue mich erbärmlich sie Dir mitzutheilen, weil Du etwa denken möchtest, ich wollte gegen irgend ein ehrliches Handwerk etwas Schimpfliches gesagt haben. Darum will ich vorher erst allen Schustern und Schneidern auf der Welt eine Ehrenerklärung machen.

Nathanael! meiner Frauen Bruder ist auch ein Schneider, aber er ist mein liebster Schwager, und meine zweite Tochter ist, wie Du weißt, mit einem Schuhmacher Braut und Bräutigam, und Gott segne mir meine lieben Kinder! Auch kenne ich noch so manchen ehrlichen, braven Mann dieses Handwerks, dem ich von Herzen zugethan bin — aber wenn ich in die Stadt komme, und lese hier an einem Schilde Damenkleiderverfertiger und dort Stiefelfabrikant, so wird mir doch, ich weiß selber nicht wie, und es kommen allerlei Erinnerungen aus der Zeit des muthwilligen Schuljungen wieder zum Vorschein. Und so geht's mir auch wenn ich höre, wie bei den Juden mit einem Male Moses zu Moritz und Isaak zu Julius geworden ist. Darum nichts für ungut, und nun sollst Du meine Fabel hören.

Eine Fabel
mit beigefügter Applicatien.

Ein Paar ergrimmter Widerſacher
Vor Zeiten vor dem Richter ſtand.
Der eine war ein Kleidermacher,
Der andre Stiefelfabrikant.
Der Erſte ſprach im böſen Muth
Bei einem Streit: »du Schuſterblut!«
Drauf Dieſer, daß ich's recht erzähle,
Entgegnet hat: »du Schneiderſeele!«

Der mit den pechgeſchwärzten Fäuſten
Ergreift zuerſt das Wort und ſpricht:
»Ich führe nichts als Stiefelleiſten;
»Herr Richter, ſprecht ein recht Gericht.
»Wer darf zu Männern Schuſter ſagen,
»Die Stiefeln über'n Leiſten ſchlagen?
»Geſchimpft hat, wer mich ſo genannt.
»Ich bin ein Stiefelfabrikant!«

»Licht, Recht und Wahrheit zu befördern,«
Verſetzt darauf der Koſtumör
Und zupft ſich an den Vatermördern,
»Darum allein komm' ich hierher;
»Denn Schneider iſt ein jeder Mann,
»Der nur ein Ding zerſchneiden kann.
»Ich aber fertige die Kleider:
»Drum iſt mir Schimpf der Name Schneider.«

Des Richters Weisheit iſt zu preiſen.
Er hatt' die Rechte wohl ſtudiert —
Und läßt es jedem fort verweiſen,
Daß er den andern ſo ſchimpft.
Thut männiglich darauf zu wiſſen:
„Hinfort ſei Jung und Alt befliſſen,
„Daß jede Zunft in unſrer Stadt
„Auch ihre guten Ehren hat.“

Das Paar tritt aus der Rathhausſtuben
Und ſchickt ſich an nach Haus zu gehn.
Da muß ein Haufen Gaſſenbuben
Juſt unten auf der Straße ſtehn;
Indeſſen ob die edle Schaar
Zu einem Zweck verſammelt war,
Ob ſie vom Handel auch vernommen,
Iſt mir zu Ohren nicht gekommen.

Der Koſtumer fängt an zu beben,
Der Fabrikant zieht Handſchuh an
Und ſucht das Hintertheil zu heben;
Da fängt der tolle Jubel an.
Der ganze Troß folgt ausgelaſſen
Dem armen Paare durch die Gaſſen,
Und alles ſchreit und ſingt und pfeift:
„O Schneiderbock und Schuſterkneift.“

Emanzipirt es mit der Feder
Das fremde Volk im deutſchen Reich.

Und decretiret, daß nun Jeder
Uns Chriſten bürgerlich ſei gleich.

Das Volk ſpricht aus ganz anderm Ton
Von der Emanzipation,
Es wird, ihr könnt's ihm nicht verwehren,
Auf ſeine Art die Juden ehren!

Nathanael, worauf ich damit hinzielen will, weißt Du beſſer, als ich's Dir ſagen kann. Es ſind Dir wie mir noch Geſchichten im friſchen Andenken, die wir als Chriſten nimmermehr billigen können. So ſoll auch die Fabel verſtanden werden. Es werden das freilich ewig Gaſſenbuben bleiben, die einem nützlichen Gliede der menſchlichen Geſellſchaft ſolchen Spottnamen anhängen. Aber den ſtillen, anſpruchsloſen Schneider laſſen ſie ruhig gehen, und dem einfachen Schuhmacher legen ſie nichts in den Weg; aber Sporen und Reitgerte bei einem Ritter mit der Elle können ſie nicht vertragen. So macht's das Volk auch mit den Juden. Je mehr ein ſolcher aus dem Kreiſe heraustreten will, der ihm nun einmal durch ſeine Natur und Geſchichte vorgeſchrieben iſt, um ſo eher bricht's gegen ihn los. Es hilft ihm hier kein Reichſein und keine Vornehmthuerei.

Wie geſagt, gemein bleib's immer, und wir wollen's nicht nachſagen, und die Obrigkeit ſoll es beſtrafen, aber es iſt doch bei aller Rohheit des ge-

meinſten Volks noch immer eine Ahnung da, daß es etwas hat, was dem Juden nicht zukommt, und deſſen ſich derſelbe nicht ungeſtraft anmaßen darf. Doch Du kannſt das alles beſſer von Dir geben, und ich will nur ſtille ſein von meiner Fabel, und da genug geſpaßt iſt, gleich zu etwas recht Ernſthaftem übergehen.

Ich kann beſonders über einen Punkt nicht fertig werden. Vetter, Du ſprichſt, das Räthſel des jüdiſchen Volkes kann uns nur die Bibel löſen, und ich glaube das. Weiter ſagſt Du, Juden werden Juden bleiben, bis der im Himmel ſein Amen ſpricht zu ihrer Emanzipation, und wenn man das jüdiſche Volk und ſeine Geſchichte anſieht, wer will's leugnen? Nun ſteht auch noch in der Bibel, Römer am 11ten, als ein Geheimniß das uns nicht vorenthalten werden ſoll: „Blindheit iſt Iſrael eines Theils widerfahren, bis die Fülle der Heiden eingegangen ſein wird.“ Wenn man aber das alles zuſammenfaßt, wie verhält ſich's dann mit der Judenmiſſion? Steht ſie nicht faſt auf denſelben Füßen, wie die Emanzipation? Jene wollen aus Schwachheit und falſcher Nachgiebigkeit das Volk emanzipiren, und haben Gottes Ordnung wider ſich; dieſe wollen, ſoll ich ſagen aus falſchem Eifer, Iſrael bekehren, und haben die göttliche Verheißung nicht dazu; denn nach dieſer iſt es jetzt noch nicht an der Zeit. Iſt nun nicht beides Vermeſſenheit? Iſt nicht auch der geringe, ja ich möchte ſagen der

faſt unmerkliche Erfolg der Judenmiſſion ein Beweis, daß das Werk wider Gottes Verheißung angefanzen iſt? Aus dieſem Handel ſollſt Du mir helfen, und da magſt Du nur das Licht recht helle putzen, denn in dieſer Ecke iſt es am finſterſten.

Sodann bitte ich Dich, den letzten Theil Deines Briefes noch ein wenig weiter auszuführen, denn ich denke Du wirſt ja nun wieder ruhig Blut genug haben, daß du einen ordentlichen Schluß machen kannſt. Ich wollte nämlich gerne, daß Du mir die Folgen eines Emanzipationsgeſetzes noch handgreiflicher machteſt, vor denen Du ſo große Furcht zu haben ſcheinſt, und ob's kein Widerſpruch iſt, daß Du dabei zugleich behaupteſt, alle Geſetze und Befehle könnten hierbei nichts helfen. Ich merke wohl etwas, wo Du hinaus willſt, und daß es in Frankreich anders ſein muß, als bei uns, kann aber nicht recht darüber in's Klare kommen; ſchon weil ich für meine Perſon zu wenig mit den Juden zu verkehren habe.

Doch mich drückt noch eine andere Frage. In meinem vorigen Briefe bin ich ſchon darauf gekommen, daß Iſrael nichts mehr von der Herrlichkeit ſeines vorigen Gottesdienſtes hat, keinen Tempel, keinen Hohenprieſter, kein Opfer. Nichts iſt geblieben, als etliche bloße Ceremonieen. Nun läßt ſich's doch nicht leugnen, daß es unter den Juden ſehr viele kluge und gelehrte Leute giebt, ja in den Dingen dieſer Welt ſind ſie zumeiſt alle klüger.

als wir Chriſten. Wie kann nun aber ein Menſch, der ſeinen Verſtand hat, das für einen vernünftigen Gottesdienſt halten, kein Schweinefleiſch eſſen, oder den Sabbath kein Licht anſtecken und dergleichen mehr. Wenn's denn nur noch irgend eine innerliche Bedeutung hätte! Aber ein Jude frägt in ſolchen Dingen nicht nach dem Grunde, oder begnügt ſich mit den allererbärmlichſten Erklärungen. Neulich traf ich in der Stadt im Wirthshauſe einen, der ſpielte den ganzen Tag Karte, denn es war der Todestag ſeines Vaters und da hatte er Faſttag. Er aß nichts; aber über dem Spielen wollte er den Hunger vergeſſen. Kurz vorher war ihm ſeine Frau geſtorben und als einer frug, ob er denn dieſen Todestag auch feiere, ſagte er: Nein, nur den des Vaters. Als wir nun weiter wiſſen wollten, warum, ſagte er: Weil man eine Frau wiederkriegen kann, aber einen Vater nicht. Und das ſchien ein ganz vernünftiger Mann zu ſein. Was iſt das aber für ein Treiben? Das Faſten wollte ich mir wohl gefallen laſſen, wenn er den Tag heiligen und mit ernſtem Nachdenken hinbringen wollte; aber ſo ſind die Juden, ſie rauchen am Sabbath keinen Tabak, aber damit ja Keiner denken ſoll, jenes Verbot hätte den Grund, jede Zerſtreuung zu verbüten und zur ſtillen Einkehr zu verhelfen, ſo treiben ſie die entgegengeſetzten Dinge deſto toller und laufen den ganzen Tag auf den Gaſſen herum und machen

ſich kein Bedenken zu tanzen und zu ſpielen. Das ſollſt du mir nun alles erklären.

Du wirſt aber wohl merken, daß hinter dieſer Frage noch eine andere ſteckt. Ich ſagte zwar in meinem erſten Briefe, daß es ſich das Chriſtenvolk auch annehmen könnte, daß in der Schrift ſtünde: Du ſollſt nicht ackern mit Ochs und Eſel zugleich; aber ehrlich geſtanden, ich kann mir nicht ſo recht erklären, daß alle dieſe Ceremonieen wirklich von Gott eingeſetzt ſein ſollten; oder vielmehr ich kann nicht begreifen was der liebe Gott davon haben ſoll, den Juden bis ins Kleinlichſte vorzuſchreiben, alles was ſie thun und laſſen ſollen. Du ſiehſt, daß Du mir viel zu beantworten haſt. Aber ich weiß, daß Du es gern thuſt. Darum biſt Du auch mein lieber Vetter, und ich bin und bleibe

Dein ꝛc.

Der Kantor an den Schulzen.

M. den 4. December 1844.

Mein lieber Vetter Aeſop!

Wenn Dir einmal wieder die Luſt ankommen ſollte Fabeln zu machen, ſo rathe ich Dir doch, daß Du Deine Vergleiche lieber aus der Thierwelt nimmſt, denn wenn ich auch nicht glaube, daß Dir irgend ein rechtſchaffener Meiſter der beiden ehrſamen

Zünfte das, was Du gesagt hast, übel nehmen wird, so brauchst Du doch in's Künftige nicht mehr so lange Vorreden zu machen und Ehrenerklärungen abzugeben. Uebrigens paßt Deine Fabel ganz artig, und ich möchte Deine Auslegung dazu etwa noch mit den Worten vervollständigen, daß bei dem Volke ein natürlicher Widerwille gegen jede unnatürliche Vermischung mit dem fremden Geschlechte vorhanden ist, der sich in seinen gemeinsten und rohesten Persönlichkeiten zwar auch auf gemeine und rohe Weise äußert, den wir aber doch nicht so über die Achsel ansehen dürfen. Ich verstehe das Sprüchwort: »Volkes Stimme ist Gottes Stimme,« nicht so, als ob alles, was das Volk sagte und begehrte, recht und gut sei; doch aber läßt sich nicht leugnen, daß Gott, der die Herzen der Völker lenkt wie Wasserbäche, seinen Willen auch in der Stimme des Volks zu erkennen giebt. Ich halte auch dafür, daß ein Emanzipationsgesetz erst diesen Widerwillen recht zum Vorschein bringen würde, denn er spricht sich immer noch zu deutlich im ganzen Volksleben aus, und man braucht zum Exempel nur das Verhältniß zwischen einem jüdischen Herrn und seinem christlichen Knecht oder Taglöhner anzusehen; denn die Beiden kommen nimmermehr in die rechte Stellung zu einander, und man weiß oft nicht, wer der Herr ist.

Was Deinen Brief sonst anbetrifft, so werde ich diesmal den umgekehrten Weg einschlagen und

ihn von hinten her beantworten. Ich hätte aber nicht geglaubt, daß es auf Deinem Grund und Boden noch so vielerlei Winkel giebt.

Die zehn Gebote sind die ewig gültigen Reichsgesetze Gottes, welche derselbe in der majestätischen Offenbarung auf dem Berge Sinai zuerst dem Volke Israel unter Blitz und Donner gegeben hat. Denke Dir nun, Gottlieb, das jüdische Volk in seinem Lande wohnend, und seinem täglichen Verkehre nachgehend. — Sein Gott, Jehovah, wohnt in einem unzugänglichen Lichte; seine Verehrung ist auf den Tempel zu Jerusalem beschränkt, dahin alles Volk nur dreimal des Jahres zieht; sein geoffenbarter Wille spricht blos: »du sollst und du sollst nicht.« Es ist das eine Religion von außen her und nicht von innen heraus, eine Religion, an der sich der Wille des Menschen brechen soll, nicht die ihn im innersten Herzensgrunde bestimmen kann; — eine Religion, die die Seligkeit erwerben und verdienen läßt, nicht die sie frei umsonst schenkt. Bei einem Gesetze nun, das als eine fremde Macht außer uns steht, das noch nicht die in uns verborgene Triebfeder all unsres Handelns geworden ist, bedarf das menschliche Herz einer fortwährenden Mahnung an dasselbe. Wer daher die ganze Geschichte des jüdischen Volkes im alten Testamente als die große Beweisführung Gottes gegen die Menschen ansieht, ob dieselben aus eigener Kraft dem göttlichen Willen gemäß leben und han-

deln können, und hat nur einigermaßen das Wesen der menschlichen Natur begriffen, der wird gar bald finden, daß es die höchste Weisheit Gottes ist, die das Ceremonialgesetz mit einkommen ließ, um den Juden das Halten jener ewigen Reichsgesetze zu erleichtern.

Der Israelit konnte nichts thun oder lassen, weder aufstehen, noch sich niederlegen, weder das Feld bestellen noch eine andere Handthierung treiben, weder essen noch fasten, ohne daß ihm das Ceremonialgesetz überall hemmend in den Weg trat, wie ein Fingerzeig Gottes auf den Bund deutend, den Er mit ihm gemacht, wie ein Denkstein, ihn zu erinnern, daß er gelobt habe, nach den Geboten des Herrn zu wandeln. Und damit hast Du den ganzen Zweck der beigegebenen äußerlichen Satzungen. Weckstimmen sollten sie sein an den Thürpfosten und an den Kleidern, zu gedenken der Stimme vom Sinai; abhalten sollten sie von jeder verderblichen Vermischung mit den heidnischen Nationen umher. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet wird Keinem das Ceremonialgesetz lächerlich erscheinen. Und fragst Du nach Ziel und Ende desselben? Wie das ganze Gesetz nur dazu hat dienen sollen, die Sünde mächtig zu machen, der Zuchtmeister auf Christum zu werden, das heißt, die Welt zur Erkenntniß ihrer Sündhaftigkeit, und also zur Erlösungsbedürftigkeit zu bringen: so mußten auch jene Satzungen in ihrer Aeußerlichkeit als alt und über-

jahrt aufhören und weggeworfen werden, da mit dem Evangelium die neue Ordnung der Dinge begann. Denn nun wiſſen wir, »daß durch des Geſetzes Werke kein Fleiſch gerecht wird,« nun iſt Der gekommen, der da ſpricht: »Siehe, ich mache alles neu,« nun ſteht das Geſetz nicht mehr als eine Macht gegen uns, ſondern die Gerechtigkeit kommt aus dem Glauben durch den Glauben, und das Geſetz iſt geſchrieben in unſere Herzen, das heißt, iſt das Geſetz unſeres Herzens geworden, die Quelle, aus der alle unſere Handlungen fließen ſollen. Nun ſind wir Kinder und nicht mehr Knechte, darum brauchen wir den Zwang des Ceremonialgeſetzes nicht mehr. Jene aber mußten ihn haben, und hatten ihn zum Segen.

Du fragſt aber weiter wie es möglich iſt, daß die Juden ſich mit dieſem Schatten des Ceremonialgeſetzes begnügen können, das ſie noch dazu in ſeiner ganzen Ausdehnung nicht mehr befolgen können. Der Grund iſt ein doppelter. Einmal liegt es zu ſehr in dem Weſen der hochmüthigen Menſchennatur, daß ſie die Seligkeit nicht geſchenkt haben, ſondern ſich verdienen will, daß ſie das Wort Gnade nicht leiden mag. Und was der Herr zum Segen gegeben hat, das gebraucht die Sünde der Menſchen nur zu oft zum Fluche, das wißt Du ja wohl. So geſchah's mit dem Ceremonialgeſetze. Unter der Wucht der zehn Gebote brechen die Menſchenſchultern zuſammen, aber jene blos äußerlichen Satzun-

gen halten zu können iſt zwar ſchwer, doch nicht unmöglich. Darum machte der verkehrte Sinn der widerſpenſtigen Natur die Nebenſache zur Hauptſache, und umgekehrt. Chriſtus mußte über die Phariſäer ſeiner Zeit klagen, „ihr verzehntet den Till und die Münze, und laſſet dahinten das Schwerſte im Geſetz,“ und noch heute ſtirbt mancher jüdiſche Rabbi auf dem Paradebette ſeiner treu gehaltenen väterlichen Satzungen; noch heute brüſtet ſich der Jude mit der Menge ſeiner Ge- und Verbote, ſelbſt wenn er ſie nicht hält, gegen das freie und ungezügelte Leben ſo vieler Chriſten. Daß es Unvernunft iſt, durch ſolch äußerlichen, todten Gehorſam, der in der jetzigen Nacktheit der jüdiſchen Ceremonieen erſt recht unvernünftig erſcheint, ſich bei Gott etwas verdienen zu wollen — Gottlieb — es iſt allemal Unvernunft, wenn ein Menſch meint mit den armſeligen Lumpen ſeiner eigenen Gerechtigkeit vor dem allheiligen Gotte beſtehen zu können, und doch meinen's ſo Viele unter den Unſrigen.

Aber wir reichen bei den Juden mit dieſem Grunde nicht aus, denn Viele unter ihnen wollen von dem Ceremonialgeſetze wirklich nichts mehr wiſſen. Darum liegt außer jener Neigung zur Selbſtgerechtigkeit, die ſie mit allen Menſchen gemein haben, der Handlungsweiſe der Juden noch insbeſondere jener Trotz des Willens, jene Härtigkeit des Herzens, jener Starrſinn der Meinung, jenes Gericht der Verſtockung zum Grunde, welche

das heilige Wort Gottes ihnen vorher verkündigt hat. Sie ſehen und erkennen es nicht, ſie hören und vernehmen es nicht.

Und nun zu Deiner Frage über die Judenmiſſion. Gottlieb ſich zu, daß Du auf feſten Füßen und bei gewiſſem Grunde bleibſt. Traktire nur Dein IIte Kapitel im Römerbriefe fleißig. Da heißt's: »Gott kann ſie wohl wieder einpfropfen!« Ich gebe zu, daß keine Verheißung da iſt, die uns einen Erfolg, eine Hülfe in der Kürze zuſichert, ſoll aber darum das ganze Werk liegen bleiben? Soll die Kirche Iſrael den Rücken kehren und es verachten, ſo ſie doch bekennt, »das Heil kommt von den Juden?« Daß ich's kurz ſage, eine Judenmiſſion muß da ſein, ſie iſt eine heilige Pflicht der Kirche, damit dieſelbe ein fortwährendes, öffentliches Zeugniß ablege, daß ihr Iſrael am Herzen liegt, und daß es ihre Schuld nicht iſt, wenn der Schaden Joſephs noch nicht geheilt iſt. Eine Judenmiſſion muß da ſein, damit die todte, abgeſtandene Maſſe des heutigen Judenthums nicht vollends in Fäulniß gerathe, ſondern in Gährung geſetzt werde. Die Judenmiſſion ſoll der Sauerteig ſein, und die chriſtliche Kirche das Weib, das ihn unter das Mehl mengt, bis daß es gar durchſäuert werde. Das iſt zunächſt ihr Zweck, und wenn man den vor Augen hat, ſo rechnet man nicht nach Zahlen, wie viel oder wie wenig bekehrt werden, und ſieht nicht auf Erfolge. Ja, es läßt ſich nicht leugnen, daß es wirklich

ſchon zu gähren anfängt in Iſrael, und die jetzigen Bewegungen ſind ein Zeichen der Zeit. Das ſind Blaſen die bei jedem Gährungsprozeſſe aufſteigen müſſen, um zu zerplatzen. Gott aber gebe Nachdruck hinterher, damit das Gemiſch ſich ſcheide, die Blaſen recht ſteigen, die Hefen ſich zu Boden ſetzen, und ein reiner, heller Wein ſich abklare.

Endlich noch einige Ergänzungen zu dem Schluſſe meines vorigen Briefes. Ich war zu warm geworden in Betracht der höheren geiſtigen Intereſſen, die in Folge eines Emanzipationsgeſetzes nothwendig mit Füßen getreten werden müßten, als daß ich mit Ruhe von den zunächſtliegenden und in das bürgerliche Leben eingreifenden Nachtheilen hätte reden können. Ich wollte ſagen, in conſtitutionellen Staaten iſt alles mehr vom Volke abhängig, und daher willkürlicher. Selbſt die Regierung muß ſich bei der Anſtellung ihrer Beamten nach dem Willen des Volkes richten, wenigſtens der oberſten, von denen wieder die untern abhängig ſind. In monarchiſchen Staaten dagegen geht alles mehr einen geordneten Gang, und wer zu etwas berechtigt iſt, kommt auch zu etwas, wie denn überhaupt jene Verfaſſungen vielmehr der Willkür Thor und Thür öffnen, als die unbeſchränkte Monarchie, ſo wenig das auch von den modernen Freiheitsmännern anerkannt wird.

Wenn daher bei uns von oben herab ein ſolches Geſetz wirklich ausgeſprochen würde, ſo würde es

auch in Kraft treten; das heißt, die Juden müssen dann Bürgermeister, Landrath, Rittergutsbesitzer, General und Minister nicht blos werden können, wie in Frankreich, sondern auch wirklich werden. Ich behaupte nun immer noch, daß dieselben damit keineswegs wahrhaftig emanzipirt sind, denn die Verachtung und der Widerwille des Volks würde nicht gehoben, sondern nur gesteigert werden, gewiß aber würden wir unter den Folgen eines solchen Gesetzes viel zu leiden haben. Ein deutsches Land hat vor hundert Jahren einmal einen Juden *) zum Minister gehabt, und das Volk flucht ihm noch heute!

Der Geist, der die Juden in ihrer Gesammtheit beseelt, ist der Schachergeist, wer will's leugnen? Wir finden bei ihnen ein viel festeres, gegenseitiges Zusammenhalten, als bei den Christen. Sie sind, unvermischt mit den Nationen unter welchen sie wohnen, eine große Familie geblieben, — der Druck früherer Jahre hat sie noch enger zusammengebracht, — sie verfolgen alle den einen Zweck, Geld zu erwerben, — so kommts, daß unter ihnen einer für den andern steht. Ihr Schachergeist nun, der durch kein Gesetz gezügelt wird, (denn sie halten das

*) Herzog Karl Alexander von Würtemberg überließ dem Juden Süß Oppenheimer die ganze Regierung, der sich jede Gewaltthat und Erpressung erlaubte. Als der Herzog 1737 plötzlich den Tod fand, wurde der Jude in einem Käfig an einen hohen Galgen gehängt.

Wuchern an fremden Völkern nach 5 Mos. 23. v. 20. für erlaubt,) hat ihnen bei aller frühern Bedrückung und Verfolgung das meiste Geld in die Hände gespielt, so daß wir Christen jetzt schon, ohne daß es vielleicht allgemein zum Bewußtsein gekommen ist, unter eine schmähliche Knechtschaft des jüdischen Geldes gerathen sind. Frage den Handelsstand darüber. Auf unsern Messen soll man's am besten inne werden können, daß dem so ist; da tritt die Macht der Juden am stärksten hervor. Ist es nicht eine Schande für die Christenheit: — — der Sonnabend ist allezeit der stillste Meßtag, alle Geschäfte ruhen, denn die Juden feiern; aber mit dem Sonntag früh geht ein Treiben los, als müßte nun das Versäumte nachgeholt werden. Aber unser Handelsvolk fühlt diese Schmach nicht einmal. Wer in Noth steckt, muß von den Juden borgen, so geht's jetzt schon bei uns zu, und nicht blos beim armen Handwerksmann — das hebt unten an, und hört erst ganz oben wieder auf. Unsere Staatsschulden stehn zumeist in der Juden Büchern. So sind wir Christen den Juden zinsbar geworden. Unser Christenvolk muß den Juden alle niedrigen, gemeinen und schweren Handarbeiten verrichten. Du wirst nie finden, daß ein armer Jude bei einem Christen als Knecht oder Magd sich verdingt, selten geschieht's bei einem seiner Glaubensgenossen, er hält für dergleichen Dienste zu hoch von sich. Ich habe einem Juden Holz geschenkt, der mit seiner

Familie am Erfrieren ſtand, aber er ließ es ſich von einem Chriſten wegtragen. Dagegen dienen die Chriſten in Maſſe bei den Juden, und ſelbſt der zerlumpte Schacherjude hält ſich eine chriſtliche Magd. Iſt das nicht Knechtſchaft? Und das geſchieht jetzt! Was würde werden, wenn die Juden auch in die öffentlichen Aemter gelangen könnten?

Mit unſrem Volke gleichgeſtellt zu werden, dahin ſteht der Sinn der Juden nimmermehr — ſie halten ſich für die Bevorzugten — Dreſcher, Tagelöhner, Holzhacker, Schiffsknechte, Bergleute wollen ſie nicht werden; der ärmſte Jude wird das nicht; nicht einmal Grobſchmied, Maurer, Zimmermann und dergl. Wollen ſie ja in ein Handwerk, ſo iſt's ſicher nur eins, das mit dem Handel verbunden iſt, bei welchem der Schachergeiſt alſo freien Spielraum hat. Aber nach unſern Ehrenſtellen gelüſtet ihnen; obenanſtehen, herrſchen möchten ſie gern. Und wir ſollten dem ruhig zuſehen! Sollten unſere theuerſten Vorrechte muthwillig verſchleudern, freiwillig den Nacken unter ein fremdes Joch beugen! Das ſei ferne! Würde es aber anders kommen, wenn die Juden emanzipirt würden?

Wie verhältnißmäßig wenige chriſtliche Familienväter haben die Mittel, ihre Kinder ſtudiren laſſen zu können! Blicke auf die Dörfer und Städte, auf die Noth und Armuth umher, auf die Menge der dienenden Klaſſen, wie wenige ſind ſolcher Begüterten im Verhältniß zu der Geſammtheit der Be-

völkerung. Wie ganz anders iſt das bei den Juden. Hier ſind volle Beutel, müßige Hände und verſchlagene Köpfe vollauf. Und wenn die Juden erſt auf alle Anſtellungen rechnen könnten, ſo läßt der reiche Jude, der nicht ſelbſt Kinder genug hat, die armen Verwandten ſtudiren, um nur recht viele von ſeinem Volke in den Staatsdienſt zu bringen. Wie ungleich würde darum bald die Beſetzung der öffentlichen Aemter werden? — Denke Dir aber einmal jüdiſche Landräthe, Gerichtsperſonen, Edelleute — was meinſt Du was da werden würde? Sollen wir den Sonnabend keinen Kauf mehr abſchließen können, und mit unſern Klagen den Sonntag vor den Richter beſchieden werden! Sollen wir vor einem jüdiſchen Gerichtsamtmann im Namen unſeres Herrn und Heilandes ſchwören! Wir klagen jetzt ſchon, als über einen traurigen Uebelſtand, daß unſere Domainen, Amthöfe und Rittergüter nicht mehr im Beſitze von Edelleuten, oder edlen Leuten, was gleich ſein ſollte, ſind, die ſie ſelbſt bewirthſchaften, und daß die Menge der Pächter und Amtleute in Folge der ſchweren Pacht, die ſie geben müſſen, auf das arme Volk los ſchinden und plagen; was würde werden, wenn die Juden auch dahineingerathen ſollten! Wehe dem Lande, das die Emanzipation begehrt, wenn ihm ſein Begehren erfüllt würde! Doch Gott ſei Dank, noch begehrt ſie unſer Land nicht; es iſt nicht die Stimme des Volkes, die in den Zeitungen laut geworden iſt. Unſer

Herrgott behüte uns auch in Gnaden davor. Das wünscht von Herzen

Dein ꝛc.

Postscriptum. Noch einmal auf Deine Fabel zu kommen, was willſt Du denn eigentlich mit der dritten Strophe des vorletzten Verſes ſagen? Ich merke, daß es etwas Beſonderes ſein ſoll, weiß aber nicht was? und muß Dich bitten, Dich ein andermal faßlicher auszudrucken.

Der Obige.

Der Schulze an den Kantor.

St., den 11. December 1844.

Lieber Herr Vetter!

Mit der Judengeſchichte denke ich nun auf's Reine gekommen zu ſein und wollte nur, daß ich gleich allen Juden auf der Welt dasſelbe antworten konnte, was ich dem reichen Nathan ſeinem Sohn geantwortet habe, der am vergangenen Freitag um meine Wolle handelte. Herr Schulze, ſagte der nämlich, als wir ſo über allerhand ſprachen, ihr ſeid ein rechtſchaffener, braver Mann und gebt nichts auf die Perſon, das red't euch das ganze Dorf nach, darum wollte ich wohl wiſſen, was ihr dazu meint, ob's auch recht iſt, daß unſere Leute

dieſelben Abgaben und Steuern geben müſſen, als die Chriſten, aber nicht dieſelben Rechte genießen ſollen und in kein öffentliches Amt kommen können, ſondern immerfort unterdrückt werden. Was meint ihr? Ich hatte aber eben erſt Deinen Brief erhalten, und er war denn gerade an den rechten Mann gekommen.

Zuerſt griff ich in die Taſche und nahm gemächlich eine Priſe, damit der Jude einſehen ſollte, ich ſpräche nicht im Eifer, ſondern es wäre meine wohlbedachte Meinung. Herr Nathan, antwortete ich ihm dann, ich bin ein alter Mann und habe mancherlei in der Welt erfahren, daß ich ihm wohl einen guten Rath geben kann, wenn er's annehmen will. Laſſe er ſich damit begnügen, daß er jetzt in Frieden herkommen kann und kaufe meine Wolle und meines Nachbars ſeine und weiter im Dorfe herum, und daß, wenn er ſie zuſammen hat, ein armer Tuchmacher, oder ſonſt wer, der nicht ſo viel Geld hat, um es ihm nachmachen zu können, von ihm den Stein mit ſo und ſo viel Thaler Preſſt wieder abholen muß, obgleich er's bei uns billiger haben könnte, und begehre er nichts mehr, und ſage er ſeinen Glaubensgenoſſen, der alte Schulze Gottlieb ließe ihnen allesammt zu wiſſen thun, ſie ſollten ſtille ſitzen bleiben, wo ſie ſäßen, und von gleichen Laſten und Rechten kein Gerede weiter machen, er wei te es gut mit ihnen. Ich bin kein Prophet, aber das will ich ihm ſagen, wenn's ſeine Leute ſo

fort treiben, ſo kriegen ſie über kurz oder lang einmal wieder was über's Ohr, denn ſie werden mir jetzt zu mauſig. — Gleiche Laſten, gleiche Rechte, ſagt er, das heißt ſo viel als, wer mein Korn gemäht hat, der ſoll's auch dreſchen. Gut, den Satz laſſe ich gelten und wir können's gleich einmal probiren. Er kann mit hinaus kommen und den Miſtwagen beladen helfen, oder weil er ein vornehmer Herr iſt, ſo ſchicke er mir doch, da uns der liebe Gott heuer genug geſegnet hat, ein Dutzend arme Juden heraus, die ſollen mit dreſchen helfen, was meint er? Ich will ihm eins ſagen. Ihr habt euch mit eurem Gelde germanizirt genug! Unſer armes Volk muß euch Knechte- und Mägdedienſte verrichten — der zerlumpteſte Jude thut das keinem Chriſten; aber wir laſſ'n's uns gefallen. Wir ſehen's ruhig mit an, daß das Vieh bei unſern Schlächtern von euch geſchächtet und beſchnitzelt, begriffen und beſiegelt wird, und eſſen's doch, ja eſſen das Stück Vieh, das ihr für unrein haltet und nicht haben wollt, nachdem ihr dran rum gewirthſchaftet habt; — drum laßt's gut ſein und fiert nicht in das Weſpenneſt, es könnte einmal unſerem Volke einfallen, daß das gleiche Rechte wären, wenn der Ochſe, den ihr nicht wollt, auf eure Koſten auf den Schindanger gefahren und verſcharrt werden mußte, ſtatt daß ihn unſer Volk ißt, und ſo noch mancherlei mehr. Ich meine, ihr haltet, was ihr habt, der Geldbeutel in der Hand iſt beſſer, als

die Ehre die kommen ſoll. Ich bin ein friedliebender Mann und unſer Volk iſt's im Ganzen auch, drum rath' ich, laſſt alles beim alten — hier iſt meine Wolle — wenn er 11 Thaler für den Stein giebt, ſo iſt ſie fein und wenn ich nach der Stadt komme, ſo will ich von ſeinem Vater Tuch zum Rock für meinen Jungſten kaufen, wenn wir Handels einig werden können; aber laſſt euch die Amtmannsgedanken und den geheimen Rath vergehen, es möchte ſonſt einmal eine Zeit kommen, wo ihr mit Schmerzen wieder alles auf dem alten Fleck haben wolltet. Das habe ich ihm geantwortet, und der Jude hat die Wolle behalten und das Geld gezahlt und hatte keine andere Sorge, als daß ich die 4 Ellen Tuch etwa doch von Jemand anders kaufen würde.

Du ſiehſt, daß ich Deinen Brief gut verdaut habe; aber über das Poſtſcriptum, das du hinterher gemacht haſt, habe ich den Kopf ſchütteln müſſen. Vetter, Du ſiehſt den Wald vor lauter Bäumen nicht; aber wer mich an meiner Dichterehre angreift, der hat die kitzlichſte Stelle getroffen. Ich ſollte meinen, ein Kind könnte merken, daß ich an dem Ort auf die »aparte Phyſiognomie eines Schuhmachers von der Kehrſeite« anſpielt habe. Oder weiſt Du noch nicht, daß die mancherlei Arbeiten der verſchiedenen Handwerker auch ihre mancherlei Einflüſſe und Eindrücke auf die Körperbeſchaffenheit der Arbeitenden haben? Kannſt Du im

Erst einen Schuhmacher oder Bäckergesellen nicht schön von weitem erkennen? Ach scheint's so. Nun so will ich denn für all das viel, welches Du mir aufgeschickt hast und für welches ich Dir herzlich dankbar bin, versuchen, Dich in diesen Stücken auch einmal klug zu machen, so viel mir in aller Eile gerade beifällt, damit Du Menschenkenntniß lernst.

Bei dem Schuhmacher haben sich im Laufe des steten Sitzens und des harten Schmalz, diejenigen Theile des Körpers besonders kräftig entwickelt, welche mit dem Trittbrett am meisten in Berührung kommen; dabei sind die Knies dick, von der Arbeit darauf, die Kniekehlen eingefallen, die ganze Form des Körpers etwas zusammengesunken und schlenkrig. — Bei dem Bäcker gehen die Füße von den Schienbeinen an auswärts, denn die Knieen haben sich nach innen zusammengedrückt vom Einschieben und Ausholen des Bretts, wo er sich mit denselben gegen den heißen Ofen stemmt. Der Drechsler und der Scherenschleifer heben beim Gehen den rechten Fuß höher und schleppen den linken nach; — der Seiler geht nach dem Essen rückwärts vom Tische zur Thür hinaus und sieht sich auch sonst im täglichen Leben kaum halb so oft um, als ein gewöhnlicher Mensch, da er rückwärts so sicher geht als vorwärts; — der Schmied hat von dem Kohlendampfe die weißesten Zähne, aber eine schwärzliche Hautfarbe, dabei die stärksten Hände. Bei

dem Tischler finden sich an den Händen, wo der Hobel sitzt, harte Hornballen; — bei dem Müller haben sich die Knöchel, die Waden und die Sehnen der Kniekehle unverhältnißmäßig stark ausgebildet, weil sich auf diese Theile der Körper beim Tragen der schweren Säcke am meisten stützt, dabei hat sich der Rücken gekrümmt und ist rund und breit geworden; — bei dem Gerber hat sich von der harten Arbeit am Schabebaum die Fülle der Kraft zwischen den Schultern angesammelt und der Kopf hängt vorn über. Der Zimmermann stellt den rechten Fuß vor, die ganze Haltung des Körpers ist etwas schräg geschehen und der Blick gerade aus, als richte er eben auf seiner Schnur! — der Färber ist gleich an den Händen — der Fleischer am Gange zu erkennen, — nur der Schneider allein scheint der Glückliche zu sein, der von dem allgemeinen Leide der übrigen Handwerker frei geblieben ist. Die Nadel hat keinen verunstaltenden Eindruck auf seinen zarten Organismus hervorbringen können, er schreitet leicht und zierlich einher, als gälte ihm das Wort nicht: »Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen.« Vielleicht ist eben diese Verweigerung der Grund, warum die übrigen Zünfte dem Gutsein beständig etwas anhaben. Der Barbier schlendert beim Gehen mit dem rechten Arme und trägt den einen Fuß stark einwärts, je nachdem er sich gewöhnt hat den rechten oder den linken an das Stuhlbein des Kunden zu setzen.

Der Weber würde das Kennzeichen des Schuhmachers vollkommen haben, wenn seine schmächtige Constitution so kräftige Lebensäußerungen zu geben vermöchte. Vorn ist er wie jener in der Haltung zusammengefallen, auf den ersten Blick aber durch die bleiche Gesichtsfarbe, die zarten Hände, die spitzen Finger und die dünnen Beine zu unterscheiden.

So tragen sie Alle ihre Wahrzeichen und Erkennungsmerkmale an ihren Leibern mit sich herum, und ich könnte noch gar viel sagen, doch ich will schweigen; nur zum Beschluß noch einen — — ein Schulmeister — nun der weiß alle Dinge — nur die man im täglichen Leben am nothwendigsten braucht am allerwenigsten — er giebt gern guten Rath, und der Rath ist auch allezeit gut — nur für den gemeinen Gebrauch selten zu benutzen — dabei bosmeistert er gern — mutzt andern ehrlichen Menschen die Worte auf — aber er ist und bleibt mein liebster Vetter.

Der ich die Ehre habe zu sein mit Gut und Blut bis in den Tod

Dein ꝛc.

Räthſel.

1.

Zwiefach geringelt iſt mein Leib,
Doch bin ich keine Schlange,
Drum ſei bei unſerm Zeitvertreib
Dem Leſer gar nicht bange!
Nur ſitzt mir links ein böſes Weib,
Als Nachbarſchaft ſchon lange,
Die mag mit ihren Keifereien,
Wer freien möchte, ja nicht freien.

Wer mich noch nicht errathen mag,
Ich bin zu mehr erbötig!
Groß bin ich nicht, das liegt am Tag',
Drei Zeichen nur ſind nöthig;
Blos, wenn des Kaiſers Mund mich ſprach,
Ich meine ſonſt, verſteht ſich,
So hatt' ich gar gewalt'ge Macht —
Doch hat mich Luther kühn verlacht.

2.

Ein bloßes e verändert viel —
Ich freſſe Kraut mit Stumpf und Stiel,
Doch hängſt du mir ſolch Zeichen an,
Iſt mit dem Brot mich Jederman.

3.

Die erſte Silbe ſieht man nicht,
Die zweite nimmt kein Auge wahr,
Das Ganz' iſt gleichfalls unſichtbar:
Gewiß ein wunderlich Gericht!

Die Erſte naht mit ſcharfem Zahn
Ein jedes Ding auf Erden an;
Doch wie ſie auch die Zähne wetzt,
Die Zweite bleibet unverletzt.

Das Ganze iſt kein ehelich Kind,
Die Erſte ſaugt's als Frau Mama,
Man ſagt, die Zweite wär' Papa:
Vergebe Gott ihm ſeine Sund!

4.

Es bleibt ganz unumſtößlich wahr,
So oft ein Menſch bei Tag und Nacht
Mit ſeinem Fuß die Zweite macht,
Kommt er die Erſte immerdar.

Die Zeit ſchreibt das ſich hinter's Ohr,
Zieht große Meilenſtiefeln an
Und ſchwatzt nun dem gemeinen Mann
Gar viel von ihrem Ganzen vor.

Nur Schade! unſre Zeit vergißt,
Daß Sumpf kein feſter Boden iſt.

5.

In die eine Silbe, mein lieber Vater,
Theilt jede beliebige Menge man ein,
Und ſoll die andre was nütze ſein,
So muß ſie den Glauben haben zum Vater.
Fügſt du ſie zuſammen wie Eins und Zwei,
So nennen ſie aller Gelehrſamkeit Weſen,
Doch wirſt du wie Zwei und Eins ſie leſen,
Schleppt man ſie zu großen Bauten herbei.

6.

Sprichſt du mich ano mit einem o,
Bin Medizin der beſten Art
Ich für die lieben Kindlein zart:
Gut eingerieben thu' ich weh!

Doch iſt das Kind ein Mägdlein gar,
So wünſch' ich, wächſt es in die Höh',
Es werd' einmal, wie ohne o
Im grauen Alterthum ich war.

Inhalt des erſten Bandes.

Briefe von Gottlieb.

Seite

Eine Correſpondenz zwiſchen Gottlieb und ſeinem Herrn Vetter über Pünktlichkeit 1
Desgleichen über das neue Ehegeſetz 13
Des Schulzen Gottlieb Erntefeier 30
Ein Brief an ſeinen Vetter, in welchem er von ſeiner großen Reiſe Nachricht giebt 69
An denſelben über den Regen 79
An denſelben über das Attentat vom 26. Juli 1844 . . 157
An denſelben über den Haberſchlag 162
Eine Correſpondenz über Juden-Emanzipation 174

Vermiſchtes.

Flick- und Stückwerk aus dem Tagebuche des Schneidergeſellen Franz Schwertlein ꝛc. 86
Dem Andenken meines jüngſten Bruders 142

Gedichte.

Ein Lied beim Erntekranz zu ſingen (eingeſchloſſen) . . 32
Erntekranzgeſetz (desgleichen) 39
Monatslieder. Altwinter Januar 42
" Der Hornung 46
" Der März (zum Frühjahrsanfang) . . . 46

		Seite
Monatslieder.	Der April	48
"	Der Mai	49
"	Der Juni	51
"	Der Juli (im Freien zu singen)	53
"	Der August	56
"	Der September (ein Lied für Kinder)	58
"	Der Oktober	61
"	Der November	63
"	Der Dezember	65
Der Verkannte		123
Die Heimkehr		134
Des Schulzen Gottlieb Leinfreund bei der Hochzeit des gnädigen Herrn		167
An meinen Bruder Franz		169
Eine Fabel, sammt beigefügter Applikation (eingeschlossen)		191
Räthsel		216

Auflösungen. 1. (7) 8. Acht. 2. Rind, Rinde. 3. Zeitgeist. 4. Feuerstein. 5. Stückwerk, Werkstück. 6. Rathe, Rath.

Geſammelte Schriften

von

Guſtav Jahn.

Zweiter Band.

Stettin.
Verlag von L. Weiſs.
1847.

Druck von H. G. Effenbart's Erbinn
(J. L. Bagmihl) in Stettin.

Ein Brief von Gottlieb an seinen Vetter zum Neujahr.

St., den 1. Januar 1845.

Lieber Vetter!

Die Jahreszahl an unsern Briefen rückt nun wieder um eins hinauf und wir rücken mit, einen Schritt näher — zum Feierabend. Das Land hat sein Gewächs gegeben, die Bäume stehn kahl, das Erdreich ist hart gefroren und die Straßen sind holprig geworden. Nathanael, wenn's auch bei uns Beiden noch nicht just Winter ist, so geht's doch stark auf die Jahre los, von denen in der Schrift steht, sie gefallen uns nicht, und Du und ich wir spüren schon den Laubfall und das Holprigwerden. Da wird's denn eine immer ernstere Sache, wenn so ein Jahr herum ist.

Doch ehe ich vom Neujahr rede, habe ich erst über das Weihnachtsfest zu berichten.

Nun, von unserer Weihnachtsbescheerung wäre mancherlei zu sagen. Für mich ist Dein guter Rath vor Weihnachten etwas zu spät gekommen, ich habe erst noch eine Lection abkriegen müssen.

Du weißt, daß wir einen kleinen Enkel aus der Weidenthaler Mühle jetzt bei uns haben. Wie's denn nun so die Großmütter machen! Bei den Enkeln geschieht mehr, als bei den eigenen Kindern. Ich hatte freilich drein reden sollen, aber man hat denn selber seinen Narren an den Kindern. Kurzum, es war ein ganz Tischchen voll Spielzeug für den Krabben aufgestellt und das Paradestück war eine kleine Kutsche mit zwei Rappen davor und Rädern darunter. Ich hatte nämlich kurz vor Weihnachten ein neues Spiel für den Jungen entdeckt, das heißt Kutschefahren und geschieht mit dem Stiefelknecht. An das eine Bein wird ein Faden gebunden und dann geht's Heidi! in der Stube herum. Das hatte sich meine Alte hinter's Ohr geschrieben. Was geschieht nun? Als wir den Tisch aufstellen, wackelt er mir hin und her, und ich ziehe den Stiefelknecht unter dem Schrank hervor und stelle ihn unter. Wie das Bescheeren losgeht, steht dir das Fränzchen wie versteinert, will's gar nicht glauben, daß das alles sein ist, lupft die Pferde säuberlich an und den Kutscher auf dem Bock — mit einem Male blickt's am Tisch herunter: »Ach, mein Stiefelknecht!« schreit Dir der Junge los, zieht ihn unter dem Tischdein hervor, nimmt ihn in den Arm und läßt richtig alle die andern Sachen drum stehen. Ich sah meine Alte an und dann lachten wir Beide über den Jungen, der diesmal klüger gewesen war, als wir alten Narren.

Bei dem Weihnachtsfeſte fällt mir auch eine dumme Frage ein, die ich neulich einmal gemacht habe. Ich trug die Kirchengefälle zu unſerm Herrn Pfarrer, und da kommen wir ſo auf das herannahende Feſt zu ſprechen, und mir fährt's dabei heraus, ob's nicht eigentlich ſchicklicher wäre, wenn das Weihnachtsfeſt zu Anfang des Jahres fiele, ſtatt ganz an's Ende, weil dann Oſtern viel beſſer hinterdrein käme und Pfingſten den Beſchluß machte. Herr Schulze, fällt mir da der Herr Pfarrer in's Wort, iſt's denn aber nicht ſo? Wann hebt denn das Kirchenjahr an? oder habe ich diesmal keine Adventspredigt gehalten? — Ich war ganz verdutzt und wie auf's Maul geſchlagen. Draußen fiel mir hernach erſt ein, was ich eigentlich gemeint hatte.

Ja, man richtet ſich doch im gemeinen Leben nicht nach dem Kirchenjahr, ſondern das Zählen, Schreiben und Rechnen hebt erſt von jetzt an. Alſo liegt Weihnacht doch eigentlich am Ende! Wie kommt nun das? Oder warum hebt das bürgerliche Jahr nicht mit dem Kirchenjahr an, oder umgekehrt? — Ich habe darüber nachgedacht und ich glaube ich bin auf einen Treffer gekommen.

Ich meine, die Kirche zählt für ſich! Sie ſollte ja eine Gemeinſchaft der Heiligen ſein, wenn alles ſo wäre, wie's ſein ſollte. Das gemeine Leben läuft dem aber ſchnurſtracks entgegen; denn wir ſind Alle Sünder und fehlen täglich mannigfalt. Es heißt: „Ihr müſſet von neuem geboren wer-

den!« Haſt Du wohl ſchon bedacht, warum der heilige Abend vor dem Weihnachtsfeſte, der 24. December, den Kalendernamen Adam und Eva hat? Das läuft mit dem ziemlich auf eins hinaus und deutet auf den Spruch Römer am 5ten: »Wie durch Einen Menſchen die Sünde in die Welt gekommen iſt, ſo durch Eines Gerechtigkeit« u. ſ. w. Ja, Vetter, wie das alte Jahr vergehen muß, ehe Weihnacht kommt und dann erſt das neue Jahr anhebt, ſo muß auch der alte Menſch erſt ſterben, Chriſtus erſt in uns geboren werden, ehe das neue Leben anhebt. Darum iſt's ganz richtig, erſt Weihnacht und dann Neujahr. Und das Kirchenjahr hebt eher an, als das gemeine Jahr, denn die Gnade Gottes ſuchte uns, da wir noch Sünder waren.

Darauf ließen ſich wohl große, herrliche Gedanken machen. Zum Exempel, wie viel Sünde und Ungerechtigkeit muß unſer Herrgott tagtäglich auf ſeiner Welt mit anſehen. Und wenn das nun ſo 365 Tage gedauert hat, wenn wieder ein ganzes Jahr dahingerollt iſt — iſt's nicht, als wollte er dann über die Erde rufen: »Heiliget, heiliget mein Volk! Es ſoll Weihnacht werden, tretet herzu, Menſchenkinder! Welt war verloren, Chriſt iſt geboren! Heiliget euch und zieht als neue Menſchen in das neue Jahr hinein!«

Item, in anderer Manier. Mit jedem dahinſchwindenden Jahre wird auch der Menſch ein Jahr

älter. Vetter, unsereins merkt das. Die Haut wird runzlicher, die Haare bleichen, die Kraft läßt allgemach nach, und doch heißt's in der Schrift: »So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen.« Das ist ein wunderlich Ding, daß nur Kindlein in das Himmelreich kommen sollen, und wir werden doch alle Jahre älter. Aber, wie herrlich doch! In den letzten Tagen des alten Jahres wird der geboren, der um unsertwillen Mensch ward, damit wir die Kindschaft empfingen, und die alten Graubärte dürfen mit um seine Krippe hertreten und werden wieder jung und freuen sich, wie die Kinder.

Nun käme mein Neujahrsspruch. Streich Dir die Runzeln von der Stirn, Alter! Mit dem Weihnachtssegen fröhlich auf den Ostermorgen los, mit dem Herrn Jesu muthig in das neue Jahr hinein. Wird auch der Leib hinfällig und veraltet wie ein Gewand, wir wollen danach trachten, rechte Kindlein am Geist zu werden. Alle eigne Kraft lassen wir dahinten — wir wissen, daß wir schwache Kinder sind; aber wir fürchten uns auch nicht, wir schauen auf zu dem himmlischen Vater. Das Christkind ist uns geboren, darum wollen wir uns freuen, ja Vetter, freuen wie die Kinder! Nicht über eine Kutsche mit Pferden davor, nein über den Stiefelknecht, ja, Vetter, über den Stiefelknecht! Amen.

Grüß Deine Frau und wen Du sonsten von Deiner Familie im Hause hast.

Dein ꝛc.

Ein Brief von Gottlieb an seinen Vetter, über eine Kindtaufe.

St., den 25. März 1845.

Lieber Vetter!

Dein Handbriefstein vom 6. Februar habe ich richtig erhalten, und mit Betrübniß vermerkt, daß Eure kleine Enkelin immer noch hart krank darnieder liegt. Es muß denn eben immer ein Kreuz im Hause sein, und darum glaub' ich's wohl, daß Du in meinem Neujahrsgruß hinter dem Satze: »Wir wollen uns freuen wie die Kinder, aber nicht über die Kutsche, sondern über den Stiefelknecht« noch einen sonderlichen Sinn gewittert hast. Wir fahren alle Beide nicht mehr mit dem stolzen Gespann eitler Hoffnungen und Wünsche in's Leben hinein — es geht mit uns bergab, wir sehnen uns nach dem Stiefelknecht. Vetter, und doch kannst Du den Satz noch nicht aus dem Fundamente verstehen. Einen Kantor mag der Schuh wohl hier und da hart genug drücken, härter als einen Bauersmann, aber der Stiefel ge-

wiß nicht; denn er trägt kalbslederne und läuft meist in der gedielten Stube herum. Wenn aber so unsereins mit den schweren rindsledernen den ganzen Tag im Felde umhergestolpert ist, sei's bei Hitze oder bei Frost, und's fängt so auf den Abend zu allgemach unter dem Knie an zu strammen, und die alten Knochen werden immer steifer und ungelenker, — da langt man mit ganz aparten Gefühlen den Stiefelknecht unter dem Ofen vor, und Du kannst Dir nicht denken, mit welchem Wohlbehagen der müde Fuß das schwere Futteral hinter sich läßt und in den Pantoffel tritt. — Und nun der Lebensabend, und der große Stiefelknecht, und Alles hinter sich lassen, was drückt und quält, und eingehn zu seines Herrn Freude!

Sonst thue ich Dir noch zu wissen, daß ich letzthin in Neubruch bei Warmholzens Schwiegersohn Gevatter gestanden habe. Es ist doch was Großes um so eine Kindtaufe, und wird einem immer größer, je älter man wird. Da steht man und hält das kleine Würmchen in seinen Armen, das noch gar nichts weiß von dem, was mit ihm vorgeht. — — Nathanael, ich freue mich immer von Herzensgrund, wenn's einmal so recht was Handfestes zu glauben giebt, wo die Vernunft dabei steht, wie mit dem Brett vor dem Kopf. Siehst Du Vetter, zu glauben, daß ich ein armer Sünder bin, das nenn' ich keine Kunst,

denn da werde ich alle Tage mit der Naſe drauf gedrückt; oder zu glauben, daß der Herr Jeſus die Gnade und Barmherzigkeit ſelber iſt, das iſt auch nicht ſchwer für einen, der ſo und ſo viel Jahre in ſeinem Dienſte hinter ſich hat. Aber ein ſchwaches, hülfloſes Kind in ſeinen Armen halten, wiſſen, es kommt von ſündigen Eltern her, an den Spruch denken: »Siehe, ich bin aus ſündigem Samen gezeugt, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen,« das Kind dem Pfarrherrn hinreichen, und wenn der ſein kahles Köpfchen mit etwas Waſſer genetzt hat, es zurücknehmen und feſtiglich glauben, das Kind hat einen wirklichen Segen empfangen, es iſt eine Veränderung mit ihm vorgegangen, — da laß die Vernunft hintreten und ein Loch durchbohren, denn das Kind lächelte vorher wie nachher, oder weinte erſt und weint jetzt. Und doch muß es ſo ſein, oder die Kindertaufe iſt ein Faſtnachtspoſſen und kein Sacrament! Und ſiehe da, wie wunderbar, was am allertiefſten geht, was am ſchwerſten zu glauben ſteht, was die Vernunft mit Füßen treten möchte, das wird doch allen Chriſtenkindlein zu Theil und ſelbſt die aufgeklärteſten Hohlköpfe und die vernünftigſten Superklinge wagen doch nur in ſeltenen Fällen ihren Kindern einen Segen zu entziehen, von dem ſie doch nicht glauben können, daß es ein wirklicher Segen iſt.

Vetter, ich muß noch ein wenig über dies Kapitel reden. Es iſt mir ein recht rührendes Wort, was man bei Kindtaufen in gemeiner Leute Häuſern ſo oft hört: Nun tragen ſie den kleinen Heiden hinaus und bringen den jungen Chriſten wieder heim. Und iſt's denn nicht ſo? Was können wir denn unſern Kindern mitgeben? Was iſt's denn mit unſerm Fleiſch und Blut, von dem das Kindlein herſtammt?

Aber nun kommt die Gnade Gottes in Chriſto Jeſu, und läßt ſich auf das neugeborne Kind hernieder, und das Kindlein hat und iſt und gilt ſo viel, als ich alter Narr mit meinen ſechzig Jahren. Freilich ſcheint's bald, als ob's mit der Taufgnade nicht eben weit her wäre. Wie das Kind wächſt, ſo wächſt auch die böſe Luſt, der Menſch wandelt auf verkehrtem Wege, und bringt ſein Gut mit Praſſen um; aber die Taufgnade begleitet ihn doch ſtill und heimlich, liegt im verborgenſten Herzensgrunde wie ein ſchlummerndes Kind, bis der verlorne Sohn umkehrt, und nach langen, langen Umwegen das endlich wiederfindet, was er, kaum geboren, ſchon hatte. Freilich kehren nicht Alle wieder um. Viele wandeln, von deren Ende der Apoſtel mit Weinen berichtet. Ja, der Herr ſelber ſagt: »Wenige ſind auserwählet.«

Wenn nun die Kirche lehrt, daß alle Kinder, die nach der Taufe ſterben, ehe ſie ein zurechnungsfähiges Alter erreicht haben, ſelig werden, ſo kann

man das Himmelreich recht ein Reich der Kinder nennen, denn wie viele Kinder ſterben nicht gerade in den erſten Lebensjahren.

Das wäre nun ſo ein klein wenig an der heiligen Taufe herumgerathen, aber, Vetter, das Beſte läßt ſich eigentlich gar nicht ſagen, was einem für Gedanken kommen, wenn man ſolch kleinem Würmchen, während der Pfarrer ſeinen Sermon hält, in die Aeuglein ſchaut.

Wenn unſer Herz ein Acker iſt, ſo iſt die Taufgnade die Perle, die drin vergraben liegt. Jeder hat ſie, aber wenige wiſſen's, daß ſie ſie haben, und haben ſie drum auch nicht. Ich meine, wenn ein ſteinalter Mann an die Himmelsthüre pochte, und es hieße: Was bringſt du von deiner langen Wegfahrt mit, dafür du meineſt ſelig werden zu können? und er antwortete: Herr, da ich ein kleines Kindlein war, bin ich getauft worden auf Deinen Namen, und da zehre ich alter Mann nun dran, und habe es glauben gelernt — die Antwort wäre ſo ſchlecht nicht.

Doch ich muß ſchließen. In herzlicher Liebe

Dein ꝛc.

Eine Correspondenz zwischen Gottlieb und einem katholischen Maurergesellen*).

Ein Brief von einem katholischen Maurergesellen aus dem Badenschen an das Volksblatt.

So mein ich auch, und hab schon lang so gemeint: Wo ein gesundes Christenherz sitzt, da wird es etwas von dem Christus an sich haben, welcher auch den Samariter und den Zöllner Zachäus und das ungetaufte Weib von Sidon nicht mit scheelen Augen und krummen Gedanken, sondern hell und gradaus mit Menschenaugen angesehen hat. Und ein wahres Christenherz ist katholisch und evangelisch miteinander, katholisch, weil der Christ zu der einzig wahren Kirche gehört, welche Christus gestiftet hat, wovon er das Haupt und der Bräutigam ist, und weil Christi Geist in ihm lebt, welcher ein katholischer Geist, ein Geist der Einig-

*) Der Verfasser ist Katholik aus Herz und Ueberzeugung, hatte in Nr. 102 des Volksblatts für Stadt und Land, Jahrgang 1844, ein nachbarliches Paar einander lieben lassen, in Folge dessen sich ein Gemischtwerden zwischen dem und Gottlieb entspann. Leider mußte die Sache unterbrochen werden, weil das Volksblatt für die Art und Weise, wie die angeregten Streitigkeiten weitergeführt werden sollten, nicht länger garantiren konnte.

keit und der Allgemeinheit iſt. Und der wahre Chriſt iſt evangeliſch, weil er im Glauben und Leben und Troſt ſich richtet nach dem Evangelium, welches der Herr in die Welt gebracht hat. So Gott will, werden auch einmal die vielen Schaafſtälle und Pferche, wodurch ſo viele Chriſten zu ihrem eigenen Schaden an Wärme und Nahrung von einander ſeparirt ſind, abgethan werden, und nur noch einer ſein, und dieſer eine Schaafſtall muß inſonderheit gut katholiſch und evangeliſch ſein. Damit es aber dazu komme, ſo ſollten die Schaafe aus den verſchiedenen Pferchen auch hie und da herzhaft zu einander herüber und hinüber lugen, und dabei keine ſo ſcheuen Schaafsgeſichter machen, als wäre jedes Schaaf aus dem Nebenſtall ein grauſamer wüthiger Wolf. Vor Allem ſollte jeder Katholik und Proteſtant, die nicht nebenher, ſondern vor Allem Chriſten ſind, eine Union ſchließen in einem Glaubensartikel, der alſo heißt: »Wer an Chriſtus glaubt und Ihn liebt und Ihm lebt, der iſt in der Herzwurzel und im innerſten Seelenmark deinn gar nicht weit von meiner Confeſſion, ſtehe er in einem Taufbuche, in welchem er will, und der Herr wird uns hoffentlich ſelber einmal neben einander ſtellen rechter Hand. Und wer zu meiner Confeſſion äußerlich gehört, aber nichts nach Chriſtus fragt, oder nach ihm fragt auf eine Art, wie der Judas nach ihm gefragt hat, der iſt mein Glaubens- und Religionsfeind und ich möchte nicht

neben ihn gestellt werden, wenn er sich nicht zu rechter Zeit noch besinnt, und die Beckshörner und den Beckzeruck ablegt, und nicht mehr so aufgeklärt mäckert. Das wäre der vorläufige Unionsartikel. Und wenn alle gute Christen in den verschiedenen Stätten und Stättlein denselben recht fassen und festhalten würden: sicherlich, so wäre das schon ein handfester Ansatz mit dem Brecheisen, um die babylonische Scheidemauer umzustürzen. Nichts für ungut. Behüt' Euch Gott unterdessen, muß wieder an's Handwerk.

Gottlieb

an den katholischen Maurergesellen im Badenschen.

St., den 8. Februar 1845.

Glück zu Deinem Handwerk!

Ihr habt da drüben im Katholischen einen sonderlich schönen Gebrauch, ich meine den landesüblichen Gruß: Gelobt sei Jesus Christus! und die Antwort drauf: In Ewigkeit! Amen.

Wenn ich an einem Orte bin, wo viel Menschenvolk beisammen ist, sei's Jahrmarkt, Vogelschießen, Pferdeauction oder gar die Leipziger Messe, und ich sehe nun, wie das unter einander wogt und treibt

und tönt und sagt, so wird mir oft ganz seltsam wunderlich zu Muth. Fällt mir dann mitten unter dem Gelärm Einer bei, der sich erniedrigt und Knechtsgestalt angenommen hat, ob er wohl göttlicher Gestalt war, und ist unter uns hingewandelt, zu suchen und selig zu machen, was verloren war. Aber die Menschen um mich her thun, als hätten sie noch nie ein Wort davon vernommen, und ich stehe darunter, und weiß doch so gewiß, als ich das Leben habe, es giebt außer ihm kein wahrhaftiges Heil, und wir müssen Alle verloren gehn ohne ihn — und an JHM liegt's auch nicht, ER will nicht daß Jemand verloren gehe, sondern breitet beide Arme weit aus am hohen, blutigen Kreuzstamm, als wollte er sie Alle zu sich ziehen — — und doch riecht's um mich her so stark nach Schnaps, daß es einen ehrlichen Menschen anwidert, und fahren so viel unflätthige Redensarten heraus, und die Blicke und das Gelächter sind so viehisch geil, oder wo's ein wenig feiner hergeht, da ist der Leib so heftartig allem behängt, und doch der Geist so hetteliz zerlumpt, und wird so viel gespottet und gelästert und Narrentheidung getrieben, daß es einem immer weher wird, und ich möchte dann oft gleich auf einen Erdhaufen, oder einen Waarenpack, oder eine Biertonne steigen und über das Volk hinrufen, so laut ich konnte: Gelobt sei Jesus Christus! ob nicht hier und dort eine Menschenseele antworten wollte: In Ewigkeit.

Amen!' und man ſich nicht ſo ſchauerlich allein fühlte mitten in der großen Menſchenwüſte.

Ja, ich habe ſchon oft gemeint, es müßte ein beſonderes Erkennungswort geben, oder ein Zeichen über der Hausthür für die, denen unſer Herr Jeſus Chriſtus ſeinen Frieden geſchenkt hat, damit mancher Bruder mehr bei mir einzöge, oder wenn ich ſelbſt durch einen fremden Ort käme, gleich eine Seele wüßte, mit der man ſich letzen könne nach dem weiten Wege im lebendigen, lieblichen Geſprächen, und das will' ich Dir alles ſchenken, denn ich merk's ſchon, es geht Dir juſt eben ſo.

Dir iſt da auf Deiner Wanderſchaft unſer Volksblatt in die Hände gefallen, und wie Du darin geblättert haſt, haſt Du flugs herausgewittert, wo der Wind herweht, nämlich daß wir uns hier zuſammengethan haben, anzufleißen in Stadt und Land bei Luſt und Leid, und in die Häuſer hineinzuſehen bei Ernſt und Scherz: Vergeßt den Herrn Jeſum nicht, der allein alles Leid treffen kann und alle Freude würzen muß — und wie Du das herausgewittert haſt, iſt Dir das Herz geſchwollen, und haſt das Fähnlein geſchwenkt, und uns ein fröhliches: Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! herübergerufen.

Nun bin ich hin gegangen und habe geklopft, ob ſich Niemand aufmachen wollte, außer unſerm lieben Herausgeber im Verwort, und wollte Dir

ein darauf: In Ewigkeit. Amen! entgegen gehen. Und weil Alles stumm geblieben ist, und damit Du nicht denken sollst, wir Andern möchten Deinen Gruß nicht, daß' ich's nicht länger verhalten können, und weil kein Besserer oder Schlechterer (ich alles eins, denn wer mündig ist in seinen Augen soll erhöret werden) sich der Sache annehmen will, so nehm' ich das Wort und spreche mit Macht: In Ewigkeit. Amen! Jesus Christus gestern und heute, und zur Rechten und zur Linken! Amen.

Ich weiß wohl, daß Du katholisch bist, und in manchem Stück anders glaubest und anders gelehret worden bist, als ich; aber wer unsern Herrn Jesum Christum lieb hat, mit dem bin ich in dem Stück ein Herz, und mit wem ich ein Herz bin, da scheu' ich auch keine Frage oder Antwort, die tiefer gehen will, nachdem geschrieben steht: »Seid bereit zur Verantwortung gegen Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist.« Aber ich kann das Beiderseithalten auf zweierlei Manier. Mit wem ich mich in der Hauptsache eins weiß, da kann ich das, was noch hinterhellig ist, in Liebe tragen; willst Du aber ein Wort mehr, so hebe an. Du sollst das Vorgehn haben. Weißt Du einen Schaden Josephs, und schuldt ihn auf unsere Kirche, so sag' heraus, ich will Dir die Antwort nicht schuldig bleiben. Laß sehn, was ein ehrbarer Maurergesell, der seinen Katechismus noch nicht vergessen hat, und ein ein-

faltiger Dorfschulz, der mit großem Respect alle Abend seine Bibel aufschlagt, zusammen herausbringen. Das wollt' ich Dir alles sagen, aber wie ich nun schließen will, fallt mir noch eins ein.

Wenn du so im Badenschen herumläufst und kommst auch nach Freiburg, so grüß den Kalendermacher *) dort schön von meinetwegen, und sage ihm, bei uns zu Land ging eine gemeine Rede, der Kalendermann könne auch das Wetter machen. Ob ich nun schon kein Wort davon glaube, so wollt' ich doch von Herzen wünschen, der Freiburger Kalendermann könne im Geistlichen ein bischen ander Wetter machen, denn da sieht's oft herzlich schlecht aus, und bei allem Licht und Aufklärichi will's doch gar nicht warm werden und in's Wachsen kommen. Heuer wird's 3 Jahr, da war der Himmel den ganzen Sommer durch wohl hell und klar, wehte aber so eine scharfe, hagere Luft dabei, daß alles verdorrte und hinterher fast Hungersnoth entstand. Da hätten wir wer weiß was drum gegeben um ein bischen Wolken und einen gnädigen Regen, und zuletzt kam unser Herrgott noch mit einem Hagelwetter darein. So geht's just auch mit dem neuen Licht, kein Grashälmchen mag dabei gedeihn, und

*) Siehe Volksblatt 1844 Nr. 92. 93. u. 94. Wer zu seinem eigenen Scharen das vielfach empfohlene Büchlein absehen hat, wird freilich nicht wissen, welchen ich meine. Ich rathe dem Leser freundlich, sich die drei Jahrgange des Kalenders für Zeit und Ewigkeit 1843, 1844 und 1845, die zusammen nur 1½ Gr. kosten, baldigst anzuschaffen.

die armen Heerden verkommen ganz, und unſereins denkt immer gleich an das Hagelwetter. Licht iſt wohl eine ſchöne Sache, aber es muß auch Sonnenlicht ſein, und wir armen Erdenwürmer können das pure Sonnenlicht nicht einmal vertragen, und müſſen etwas Regenwolken mit darunter haben. Unſer Herrgott gebe uns Segen und fruchtbare Zeiten, und laſſe ſeine Sonne ſcheinen für und für, in Baden wie in Sachſen.

Und nun gehab' Dich wohl, und führe Deinen Hammer recht, und gieb dem Stein lieber einen Schlag zu viel, als zu wenig, und kehr' dann den Hammer um, und ſäubere und glätte und putze aus mit der andern Seite, damit der Stein fein gerade ſei und wohl ſtehe zur Wand; denn das iſt ein ſchlechter Maurergeſell, der ſich ſo viel auf die Kelle verläßt und mit loſem Kalk tüncht, und alle Schandflecke damit überſchmiert, und meint, es ſieht's eben kein Menſch hinterher.

Unſer Herrgott mache uns Beide zu lebendigen Steinen an dem Bau, der nicht mit Menſchenhänden gebaut iſt, und von dem an einem gewiſſen Orte geſchrieben ſteht.

In herzlicher Liebe

Dein ꝛc.

Der katholiſche Maurergeſelle an den Schulzen Gottlieb.

F., den 19. April 1845.

Alſo es gilt: Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!

Ihr ſeid doch ein ordentlicher Mann, daß Ihr als Vorgeſetzter ſo eine gemeine, niederträchtige Art an Euch habet, und zuerſt unſer Einem, der nur ein Maurergeſell iſt, einen Brief zuwendet. Offen geſtanden, ich bin ſchon vorher mit der Abſicht umgegangen, an Euch einen offenen Brief aufzuſetzen. Wenn einer abergläubiſch wäre, konnte er faſt meinen, wir zwei hätten inwendige Verwandtſchaft, und die Gedankenſchnürlein müßten gleich lang ſein, und die Rädlein im Kopf gleich viele Zähne haben, daß wir auf den nämlichen Einfall kommen, und Ihr Wohlgefallen habet an meiner Schreib- und Gedankenart, und ich an der Eurigen. Alſo noch einmal herzhaft: Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! denn an Euch findet es eine gute Reſonanz und ſattſames Echo.

Obſchon ich nur ein Maurergeſell bin, und oft grobe Gegenſtände unter dem Hammer habe, und darum gewohnt bin, oft unſanftiglich darauf zu hauen: ſo hab' ich doch ſo viel Manier, daß ich nicht gleich im erſten Brief und Gruß Streithändel mit Euch anfangen will. Das kommt gern von ſelber, man braucht es nicht zu beſchreien; darum

für diesmal nichts Zwieträchtiges. Da Ihr Schulze seid, und ich keine Gemeinde weiß, die Euch unterthan ist, so will ich mit Euch reden, wie wenn Ihr Schulze wäret von dem Giebichensteiner Volksblatt, obschon ich weiß, daß Ihr noch Einen über Euch habet, dem ich hiermit auch gleich meinen Respekt vermelden lasse und alle Ehre erweise. Also Herr Schulze Gott- und Christuslieb, Ihr habet letzthin einen rechtschaffenen Artikel gegen die liederliche, neumodische Religion in Eurem Blatte aufgeführt; es ist mir das ein Zeichen gewesen, daß Ihr ein gutes Fundament habet, dieweil so Ronge'sches Ladendienergerandal keinen guten Geruch vor Euch hat. Ich leg Euch da einen gedruckten Bogen Papier bei, worin Ihr sehen könnet, wie unser Einer die Sache ansieht.*) Ihr werdet auch daran sehen, daß ich Euern Rath befolgt, und schier ungeschlacht den Hammer gehandhabt habe. Die Bierhausschriften sind auf einmal Apostel geworden, und laufen mit Eifer im Ländchen auf und ab, herüber und hinüber, lassen sich Mühe und Geld kosten, um die neumodische Religion zu säen und zu pflanzen; sie sind es inne geworden, daß man auf diese Weise so ganz sänftiglich das Christenthum ganz im Volk

*) Der neue Kometenstern mit seinem Schweife, oder Johannes Ronge und seine Briefträger, abgezeichnet vom Verfasser des Kalenders für Zeit und Ewigkeit. Freiburg im Breisgau; Herder'sche Verl. Buchh.

ertödten könnte, wenn das Volk nur einmal herzhaft an den Ronge glaubt und an seine neue Religion.

Euern Gruß an den Kalendermacher habe ich ausgerichtet; wir zwei sind von jung auf gute Spezials zusammen gewesen, und auch jetzt noch, obschon wir hier und da einen Zwist miteinander bekommen, stehen wir auf ziemlich gutem Fuß mit einander. Wir essen mit einander an einem Tisch, und trinken aus einem Glas; und wenn ich einen Brief schreiben will, wie jetzt gerade auch, so muß mir der Kalendermacher seine Dinte und Feder dazu leihen, weil ein armer Maurergesell kein eignes Schreibzeug halten kann.

Behüt' Euch Gott; und schreibet auch wieder einmal.

Euer gehorsamer ꝛc.

Gottlieb
an den katholischen Maurergesellen.

St., den 21. Juni 1845.

Gott zum Gruß und Jesum zum Trost!

Euern Brief und Euer Büchlein über den Johannes Ronge habe ich mehr als einmal gelesen, aber — frei heraus gesagt — bei vielem Trefflichen auch manches darin gefunden, was einem ehrlichen Protestanten eingeht, als müßte er Kalk essen. Und wenn's damit gethan wäre, so wollte ich's

Euch zu Liebe schon einmal ein wenig im Leibe grimmen lassen, und doch herzhaft zubeißen. Allein, ob wir Evangelischen im Volksblatt schon mit Euern neumodischen Reformatoren nichts gemein haben mögen, so haben sich unsere Väter doch mit gutem Wissen und Gewissen von der katholischen Kirche getrennt, und wir unterschreiben ihre Worte von Herzen, und sehen darum die Trierschen Geschichten mit ganz andern Augen an, als Ihr. Wenn ich nun meinem natürlichen Menschen nach gehen wollte, so hätte ich große Lust mit Euch zu disputiren über das, was Ihr von Wallfahrten und Reliquienverehrung gesagt habt; aber da fallen mir denn Eure eigenen Worte ein, daß mit Beweisen und Wortgezänk doch nichts geholfen wird, und geschwind denke ich daran, wie Ihr den Herrn Jesum so herzlich lieb habt, und darüber vergeht mir die Lust zum Streiten wieder. Darum will ich auch einen ganz andern Weg einschlagen, bei welchem ich erst mit einem Haken über den Berg weg zu Euerm Brief und Euerm Schriftchen zurückkomme.

Ihr habt nun das Verwürfniß in Eurer katholischen Kirche so gut, als wir in der unsrigen, oder vielmehr, es war bei Euch auch schon früher da, nur noch mit losem Kalk übertüncht. Die äußere Einheit, welcher Ihr Euch bisher uns gegenüber rühmen konntet, hat einen großen Riß bekommen. Vor aller Welt Augen liegt klar und bloß da, daß auch unter Euch Spaltungen sind.

Was nun uns angeht, ſo richten wir jene Abgefallenen nicht darum, daß ſie ſich von Eurer Kirche und von dem Papſte losgeſagt haben, denn das haben wir ja auch gethan, ſondern allein darum, daß ſie die Grundfeſte der Wahrheit, den Kern und Stern des chriſtlichen Glaubens, das Armeſünderthum und die Verſöhnungslehre, verlaſſen haben. Wir kennen den unheiligen Geiſt, der heut zu Tage in den Kindern des Unglaubens ſpukt, und wie ein Irrlicht aus dem Sumpfe das arme verirrte Volk noch vollends in den Schlamm zu führen trachtet, und wir ſtreiten gegen denſelben mit aller Macht. Aber wie wir Proteſtanten nun zum heißen Kampfe mit dem alten Feinde in unſerer Mitte, der jetzt mit klingendem Spiele um ſeine Irrlichtsfahne ſich ſammelt, in hellen Schaaren hinunter auf das Blachfeld gezogen ſind, und hier ganz unvermuthet mit Euch zuſammentreffen, die Ihr zu gleicher Nothwehr das Schwert gezogen habt — wie wir Proteſtanten nun, ſag' ich, im Blick auf den gemeinſchaftlichen Feind anfangen Euch mit andern Augen anzuſehen, ſo ſolltet Ihr auch von Rechtswegen deſſelben gleichen thun und ein ander Feldgeſchrei erheben, als Ihr bis jetzt gethan habt, ſo wir doch mit einander dieſelbe Parole haben. Ich will noch deutſcher reden.

Seht, ich wohne mitten in einem proteſtantiſchen Lande, bin mit Leib und Seele unſerm allertheuerſten Glauben zugethan, habe bisher fremd und ſcheu

nach Eurer Kirche hinübergeblickt, und finde mich nun plötzlich mit einem Anhänger derselben vor dem Throne unseres hochgelobten Herrn und Heilandes zusammen, ja derselbe Herr schafft, daß wir uns über weite Länderstrecken hinweg die Hand reichen müssen — mein lieber Bruder Maurergesell, Gott weiß es, daß Deine Liebe mir sonderlicher ist, als eine andere Liebe, — aber, wenn ich einen Freund in mein Haus lasse, so thue ich's nicht durch's Hinterpförtchen, und so betrübt es mich herzlich von Dir, daß Du Deine Liebe zu mir doch nur wie Contrebande in Deine Kirche und in Deinen Glauben hineinpaschen darfst. Wann ist die katholische Kirche je von ihrer Behauptung abgegangen, daß sie die alleinseligmachende sei? Wo hat sie aufgehört, uns als Ketzer und Abtrünnige zu betrachten? Wo thut das unsere Kirche? Unsere Kirche behauptet nur, daß Ihr die Wahrheit mit Menschenwerk und Menschenwerk mannigfach verfälscht und verunreinigt habt, allein, daß es nicht auf die Kirche, sondern auf den Glauben und auf die Gnade ankommt, ob Jemand selig werde.

Darum habe ich zu allermeist und vornehmlich gegen Euch, daß Ihr jetzt anstehet, laut und öffentlich zu erklären, jetzt, wo Ihr den Jammer in Eurer eignen Kirche vor Augen habt, daß es nicht auf die äußere Gemeinschaft, sondern auf den inwendigen Glaubensgrund ankommt, und thut Ihr das, so müßt Ihr uns

anerkennen, denn wer will uns den alleinigen Grund, der gelegt iſt, den Herrn Jeſus Chriſtus abſprechen? Zwar Du haſt in Deinen Briefen ſchon einen Anfang gemacht von dem, was ich meine, aber Du haſt ihm damit noch nicht genug gethan. Du ſchreibſt, daß Du mit vollſter Überzeugung Katholik biſt, ſo mache ich Dich auch für Deine katholiſche Kirche verantwortlich. Siehe, ich gedenke, ſo mir Gott hilft, auf meinen evangeliſchen Glauben zu leben und zu ſterben. Nun ſtehet geſchrieben: »Es iſt in keinem Andern Heil, iſt auch kein anderer Name den Menſchen gegeben, darinnen wir ſollen ſelig werden, denn allein der Name Jeſu Chriſti«; und wiederum: »So ein Menſch, oder ein Engel ein anderes Evangelium würde predigen, denn das wir predigen — der ſei verflucht!« — Ich unterſchreibe die Bibel vom erſten Worte bis zum letzten, ich glaube allein in dem Namen des Herrn Jeſu ſelig zu werden, und mit mir ganze Schaaren in meiner Kirche, und wir thun das auf Grund der Bekenntnißſchriften unſerer Kirche — — haſt Du nun den Muth zu erklären, daß wir doch ein anderes Evangelium haben, denn das in der Bibel verkündigte, haſt Du den Muth zu erklären, daß wir mit dieſem Glauben an unſern Herrn Jeſus doch als Verlorne dahinfahren werden, ſo tritt her und ſag's frei heraus — — und laß uns unſern Abſchied miteinander machen. Aber ich weiß, Du kannſt das nicht, und thuſt es nicht,

und sollst es auch nicht thun — — da sei Gott für. Darum mußt Du etwas anderes thun.

Sieht nicht unsere Kirche schon darum über der Eurigen, daß, weil sie auf das Herz sieht und nicht auf das Kleid, auf den Kern und nicht auf die Schaale, auf den Glauben und nicht auf den Schein eines gottseligen Wesens, daß sie darum auch von jeher den Glauben an den Sohn Gottes in den andern Kirchen vollkommen anerkannt hat? Wandelt nicht darin unsere Kirche vor der Eurigen viel mehr in der Liebe?

Du weißt wohl, daß ich mit einem saft- und kraftlosen, ausgemergelten Geschlechte dieser Zeit die Liebe nicht zur feilen Dirne machen will, daß ich die rechte Liebe meine, die allein auf dem Gaubensgrunde erwächst; daß ich keinen Stein mit zu dem Toleranztempel tragen mag, an welchem Juden und Christen jetzt so eifrig bauen, dem statt des Laubwerks an den Säulenknäufen die hellen Eiszapfen vom Dach herunterfrieren, der statt kühn gewölbt in gothischen Bogen himmelan zu streben, sich in langweiliger Einerleiheit abrundet und ausweitet, daß er eher einer Reitbahn, als einem Dome gleicht, einer Reitbahn, in welcher Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen nach Herzenslust sich tummeln, in welcher das tollgewordene Roß Vernunft von Bereitern mit französischen Freiheitsmützen zurecht geritten wird. Solches Wesen ist mir ein Gräuel. Aber wir glauben an

eine Gemeinſchaft der Heiligen. Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben. **Wir** glauben an den Sohn, und darum ſeid Ihr uns eine Anerkennung noch ſchuldig. Weil ich mich nicht an die katholiſche Kirche halten kann, ſo halte ich mich an Dich. Du und der Kalendermacher, Ihr habt bereits einen guten Anſatz gemacht, aber Ihr müßt noch mehr thun. Lieben Brüder, es iſt uns nicht, daß wir von Euch geehret werden. Wir ſind nicht eitler Ehre geizig. Wir wiſſen, an wen wir glauben und wer uns die Krone der Ehren aus Gnaden beilegen wird. Es iſt uns allein um die rechte Liebe zu thun.

Darum beſprich Dich mit dem Kalendermacher, und ſetzt einen rechtſchaffenen Artikel für das nächſte Jahr zurecht, und wenn's etwa gegen die Deutſch-Katholiſchen losgehen ſoll, ſo nehmt in die eine Hand das Schwert, und ſtreckt die andere frei öffentlich nach allen denen aus, die in allen Kirchen die Erſcheinung unſeres Herrn Jeſu Chriſti lieb haben.

Bruder Maurergeſell, Gott weiß es, wie ſonderlich mir Deine Liebe iſt! Gelobt ſei Jeſus Chriſtus, ſo möchten wir Beide rufen bis in alle Ewigkeit hinein, das iſt unſerer Herzen Wunſch und Begehren — meine Kirche ruft's, und ruft es jetzt mit lauterer Stimme als je: »Warum will Eure Kirche nicht Amen ſagen?«

Dein aufrichtiger Freund
Gottlieb Helfgern.

Festlieder.

Weihnachtslied.

„Ihr Hüter, iſt die Nacht ſchier hin?“
So frug ich ernſt hinauf die Zinnen.
Und Antwort ward dem bangen Sinn:
„Von außen Nacht und Nacht von innen!“
Was zagſt du, Herz? O werde weit,
Und wär' der Tag auch noch ſo fern,
In ſeiner alten Herrlichkeit
Geht doch aus Jakob auf der Stern.

Das Weihnachtslicht bricht doch herein,
Wie ſeit Jahrtauſenden geſchehen;
Noch heute bleibt ſein heller Schein
Nur über jener Krippe ſtehen.
Und forſcht ein Weiſer nach dem Heil,
Noch heut muß er die Welt durchziehn,
Und Ruhe wird ihm nicht zu Theil,
Bis vor dem Kindlein er kann knie'n.

Und nicht die Weiſen kommen nur
Herzu auf weitem Pfadgewinde:
Es führt dieſelbe lichte Spur
Die nahen Hirten zu dem Kinde.
Wo Jene ziehn von Land zu Land,

Und bei Herodes fragend ſtehn,
Da haben Dieſe ſchon das Pfand:
Die Krippe und den Stall geſehn.

Wohlauf, mein Herz! Verzage nicht!
Und deckte Nacht die ganze Erde,
Still über dir geht auf ein Licht,
Daß dir die Nacht zum Tage werde.
Und wenn du ſchauſt den hellen Schein,
So denke nicht an Nacht und Grau'n,
Und folge nur und tritt hinein,
Mariam und das Kind zu ſchau'n.

Und biſt du mit entzücktem Sinn
Zur Krippe Chriſti ſtill getreten,
So ſchau' dich um und blicke hin,
Wie Viele dennoch mit dir beten.
Da wirſt du groß und ſtark zum Streit,
Daß du der vor'gen Furcht vergiß'ſt,
Und wär' der Tag auch noch ſo weit,
Du weißt, daß du im Lichte biſt.

Und ſiehſt du nichts als Finſterniß:
Einſt muß ſich doch der Morgen röthen;
Der Tag des Herrn erſcheint gewiß,
Herodes kann das Kind nicht tödten!
So kannſt du froh das Feſt begehn,
Trotz aller Phariſäer Hohn:
Die Siegespalmen müſſen wehn
Um Gottes eingebor'nen Sohn!

Der ſtille Freitag.

Schweige Seele, ſchweige, ſchweige,
Wie die ganze Schöpfung ſchweigt,
Und ſich tief in Trauer kleidet —
— Jeſus hat das Haupt geneigt —
Jeſus neigt es und verſcheidet. —
— — — — — —

O, welch ein Bild!
Wenn es der Herr dem Erdenſtaub enthüllt —
— Aller Sünder gerechtes Gericht
In ſeinem bleichen Angeſicht —
— In der matten, erlöſchenden Geberde
Das ganze Weh der gefallenen Erde — —
Und doch die Züge ſo mild;
Aus den heiligen Wunden quillt
Der Balſam, der allen Jammer ſtillt — —
— O du bleiches, blutiges Marterbild! —
— — — — — — —

Fall' in Demuth deine Hände,
Und die Blicke nicht verwende,
Daß das große, heil'ge Bild:
Jeſus an dem Kreuze ſchwebend,
Sterbend uns das Leben gebend,
Dir, auch dir ſich recht enthüllt.

Der große Sabbath.

Du sahst das Kreuz auf Golgatha
Gehüllt in Nacht und Todesgrau'n —
Sieh jetzt, der blut'gen Stätte nah,
Das stille Grab, in Fels gehau'n.

Die Lippen bleich, im Sterbekleid,
Der heil'ge Leichnam ganz entstellt,
Liegt da der Herr der Herrlichkeit,
Der ew'ge Schöpfer aller Welt.

O meine Seele, tritt herzu!
Und fei're ernst und still und tief
Den Tag der großen Sabbathsruh',
Den Tag, da Er im Grabe schlief.

Also hat Gott die Welt geliebt —
Hier sieh dies Also unverhüllt!
Ein enges Felsengrab umgiebt
Den Herrn, der alle Himmel füllt.

O fasse, wer es fassen will:
Der Herr im Grab! im Todesbann! —
Ich sink' in meine Knieen still,
Wo ich nicht mehr begreifen kann.

Oſtern.

Brich an, du ſchöner Oſtertag!
Brich aus, brich aus, mein volles Herz!
Der Herr erſteht! Schwing' dich ihm nach,
O ſchwing' dich jauchzend himmelwärts!
Du haſt jetzt Flügel aufzuſchweben:
Wer mit ihm ſtirbt, ſoll mit ihm leben!

Die Jünger ſitzen trüb' und bleich,
Da ſtehe, tritt er mitten ein,
Und grüßt ſie: Friede ſei mit euch!
Zeigt ihnen Händ' und Füße ſein,
Und ſpricht: Erſchrecket nicht und bebet,
Ich bin es, der nun ewig lebet.

Er iſt's! Es hat der ſtarke Held
Durchbrochen ſeine Grabesnacht,
Und als der Heiland aller Welt
Frei ſeinem Volk ſich kund gemacht,
Er hat gezeigt nun ſeinen Frommen:
Sein Opfertod iſt angenommen.

Der Herr erſteht! der Herr erſteht!
Willkommen, ſel'ger Oſtertag,
An dem der Friede Gottes weht!
Mein Herz, mein Herz, ſchwing' dich ihm nach!
Du haſt jetzt Flügel aufzuſchweben:
Wer mit ihm ſtirbt, ſoll mit ihm leben!

Der Schulze Gottlieb an den Kantor Fürchtegott,

als ihn derselbe um seine Meinung über das Tanzen befragt.

St., den 28. Mai 1815.

Gott zum Gruß, mein lieber Herr Kantor!

Sie haben Recht, daß ich mein Lebtage noch nichts von Ihnen gehört hatte, und das ist recht schade; aber mich betrübt's manchmal, daß man überhaupt nicht mehr von Schulmeistern hört, die unsern Herrn Christum lieb haben. Und doch wäre das so etwas Großes! — Mir fährt's manchmal wie eine Art Stolz durch den Kopf, wenn ich auf frisch gepflügtem Acker mit der Hand ins Saattuch greife und an das große Gleichniß denke: »Es ging ein Saemann aus, zu säen« — und doch bin ich da nur Bild vom Bilde — aber Ihr Schulmeister werft Jahr aus, Jahr ein lebendigen Samen über das Land, und gehet aus zu säen Tag für Tag, Winter und Sommer. Darum jammert es mich eben so, daß heut zu Tage die rechte Art Schulmeister so knapp geworden ist, daß aus den Säemännern oft Säemaschinen geworden sind; und obschon es sein Gutes haben

mag, wenn ſo Körnlein an Körnlein jegliches ſieben viertel Zoll von einander zu liegen kommt, und alles nach Regeln und Methoden geht, ſo kann doch ſo eine Säemaſchine eben nicht an das große Gleichniß denken, und ſieht auch nicht die hellen Thautropfen auf den jungen Hälmchen glitzern, wenn die Sonne aufgeht, ſondern klappert langweilig hin bis zum Feierabend. Ein Schulmeiſter, der ein rechter Säemann iſt, hat ein fröhliches Amt, ob er gleich nur immer die junge Saat vor ſich ſieht, und nicht ſelbſt die Sichel anſchlagen darf; aber ſo eine Säemaſchine mit ihrer zweckmäßigſten Methode muß ſich unglücklich fühlen über ihr ewiges Einerlei, und bringt auch nicht viel zu Wege, denn der Griff mit lebendiger Hand und das warme Herzblut durch den Arm hin fehlen.

Darum war mir Ihr Brief eine ganz beſondere Freude, und ich hätte ihn ſchon viel früher beantwortet, wenn ich nur in der Beſtellzeit ans Schreiben hätte kommen können. Zudem läßt ſich wohl viel über das Thema ſagen, welches Sie angeregt haben, aber mit bloßem Sprechen iſt noch nichts geholfen.

Wenn mich einer früge, ob das Tanzen an und für ſich Sünde wäre, ſo würde ich das für eine recht unzeitige Frage halten. Darüber haben ſich die Theologen ſchon viel hin und her geſtritten, aber darum handelt es ſich jetzt gar nicht. Daß das wüſte, unzüchtige, verſoffene An- und

Durcheinanderſpringen bei einem Kuchltanze nicht Gott wohlgefällig ſein kann, darüber braucht kein Wort verloren zu werden, und zöge man dem Treiben auf den vornehmen Ballen die Glacehandſchuh aus, ſo käme wohl oft auch kein lieblicheres Bild zum Vorſchein, und wer weiß, wenn einer mit der rechten Hand hier und mit der linken dort ein Paar herauszerſen und das Inwendige nach außen kehren könnte, wo die Herzen mehr von dem Gifte der Augenluſt, der Fleiſchesluſt und des hoffahtigen Weſens angefreſſen wären.

Was haben wir denn nun aber da zu thun? Zunächſt mit Gottes Wort auf die Leute einzuwirken ſuchen. — Wohl wahr! Aber wir können das nicht bei Allen, die Verführung iſt zu groß, und die chriſtliche Liebe jammert nicht blos, hält nicht blos eine nachdrückliche Strafpredigt zum Fenſter hinaus, wenn ſie einen verworrenen Knäuel halb betrunkener Menſchen einem Abgrunde zutaumeln ſieht, ſondern ſie greift auch mit beiden Händen hinein, ob ſie nicht doch noch den einen oder den andern retten könne. Ihr darf auch der Tanzboden nicht zu ſchlecht ſein, daß ſie dem armen Volk nicht bis dahin nachginge. Freilich wo es nur auf Saufen und Freſſen, viehiſche Luſt und Entweihung des Sonntags abgeſehen iſt, da darf ſie die Schwelle nicht mit überſchreiten; — aber doch gäbe es für ſie gerade beim Tanz ein Sonderliches zu thun; ich habe da meine aparten Gedanken darüber.

Das junge Volk will nun einmal tanzen, und Zwang und Verbot verderben mehr, als sie ausrichten. Man müßte sich also an die Schenkwirthe halten, und sehen was da zu machen wäre. Aber wenn man nun auch einen solchen Menschen überzeugte, daß er mit seinem bisherigen Treiben dem Teufel in die Hände gearbeitet habe, und er seine Wirthschaft aufgäbe, nun so wäre allerdings seine Seele gerettet, und das wäre schon viel; — aber für das gemeine Wesen, was ist es da für ein großer Gewinn, wenn heute einer seinen Tanzboden zuschließt und morgen ein anderer den seinigen wieder aufthut, und der neue Wirth es ärger treibt, als es der alte getrieben hat? Ich hätte da einen andern Vorschlag, der freilich für einen Wirth fast schwerer auszuführen sein mag, als das Schild ganz abzureißen, aber gewiß auch segensreichere Folgen haben würde. Ich meine, wenn nur für eine Schenke im Dorfe ein rechtschaffener, gesetzter Wirth gefunden würde, der Gottes Wort noch nicht so in seinem Herzen verachtete, daß er sich überführen ließe, die Sache einmal an einem ganz andern Ende anzugreifen. Er müßte ein neues Tanzreglement herausgeben und feststellen. Er müßte Courage haben, wie ein gewisser Wirth im Schwäbischen, der dem Herzog keinen Wein mehr einschenken wollte, weil in seinem Gasthofe sich auch kein Herzog betrinken sollte. Da mußte es zum Exempel heißen:

»Um zehn Uhr wird aufgehört, damit Jeder ſauberlich ausſchlafen könne.

Schnaps wird nicht verabreicht, weil derſelbe ſchon an ſich nicht taugt, aber beim Tanzen für Leib und Seele noch ſeine beſondern Gefahren hat, wo das Blut ſchon ohnedies heiß genug wird; ſondern ein gutes billiges Bier.

Wer flucht, zankt oder Spektakel anfängt, wird heruntergewieſen.

Bis zum Betrinken wird Niemandem Getränk gegeben, wer aber ſchon angetrunken kommt, wird gar nicht hereingelaſſen.

Wer nicht nach ſeinem Stande ſauber und ordentlich gekleidet geht, kann hier ſein Geld noch nicht los werden; er mag ſich erſt Zeug dafür anſchaffen.

Ein Mädchen, das den Kranz verloren hat, gehört nicht hierher, denn Solcher ziemte beſſer trauern, als jubeln.«

Und ſo noch mehr, je nachdem der Ort und die Verhältniſſe die Geſetze nothwendig machen, mit etlichen Variationen für den Knechtstanz und die vornehmern Bälle. Wo eine Gutsherrſchaft die Schenke zu verpachten hat, und ein Einſehen gewänne, ließe ſich eine ſolche Einrichtung noch leichter treffen; wo das nicht iſt, wäre es beſonders wünſchenswerth, wenn ſich der Schulze oder der Gemeindevorſtand der Sache annähme. Aber wenn auch nur einige ehrliche, achtbare Leute aus dem

Dorfe vor den Riß träten, und einem tapfern Schenkwirthe ein Wenigeß beiſtunden, ſo eine Art Vorſtand und Ehrengericht bildeten, da wäre die Sache gar nicht ſo ſchwer ins Werk zu ſetzen. Die Ausführung iſt leichter, als ſie auf den erſten Blick ausſieht.

Freilich, wenn man ſolch ein tapferer Wirth aufgefunden wäre, und er hätte ſein neues Tanzreglement feſtgeſetzt, ſo würde ſich alsbald kein geringer Lärmen und viel Spott und Hohn des wüſten Volkes gegen denſelben erheben. Aber man ſollte dem Dinge nur Zeit laſſen. Nicht lange, ſo würde es hier und da in den Häuſern heißen: »Ja, zu dem Kreuzenwirth, Elſe, magſt du wohl gehen, denn da bin ich doch ſicher, daß kein Unfug getrieben wird, aber in die Engelſchenke darfſt du mir keinen Tritt.« Nun iſt es ja gewiß, daß die Frauensleute einen Theil des Mannsvolkes bald genug hinter ſich herziehen würden, und wenn erſt die beſten und ſittſamſten Mädchen im Dorfe nur noch nach dem Kreuzentanzhoben gehen, ſo werden bald auch diejenigen jungen Burſche, die noch nicht total verdorben und verlottert ſind, keinen Gefallen mehr an dem wüſten Treiben der tollen Kameraden und der Gemeinheit ihrer Dirnen finden, denn im Grunde ſind es ja doch nur jene beſſeren Mädchen geweſen, die ſie nach dem Tanzhoben gezogen haben. Wir erlangen alſo auf dieſe Weiſe eine Theilung des tanzluſtigen Volkes in zwei Partheien, und das iſt

ſchen ein großer Segen. Wenn die Leute Nr. 1. erſt mehr und mehr Geſchmack an Ordnung und Zucht gewinnt, ſo wird auch von ſelbſt die Kluft zwiſchen ihr und denen in der Congreſſ-Scene immer größer. Wir würden ſowohl bald den Kern des jungen Volkes aus dem ganzen Dorfe in einem Lokale verſammen haben, und mit dem ließe ſich in Wahrheit viel anfangen, da die wilden, unveredelten Gelüſten daraus ſind, — freilich der Herr Pfarrer dürfte doch nicht auf ſolchen Tanzboden gehen, aber der Ortsſchulze und der Herr Kantor könnten es immerhin thun. Zum Exempel, ich ſollte meinen, es dürfte gar nicht ſo ſchwer ſein, einen Singverein unter den jungen Leuten in den Gang zu bringen, oder dergleichen mehr, wobei die Muſik mit benutzt und zugleich bezweckt würde, daß nicht auf ſo teufliſche, angreifende Weiſe continuirlich fortgetanzt würde. Wer weiß, was ſich mit den rechten Mitteln und mit dem rechten Geſchick noch alles ausrichten ließe.

Was nun den Wirth anbetrifft, der könnte ſich gewiß auch nicht ſchlecht bei ſolchem Unternehmen. Er würde an ſeinem Biere trefflichen Verdienſt haben, den der andere am Schnapſe hat, und da er die ordentlichſten Leute im Dorfe auf ſeiner Zechſtube hat, käme er nicht in die verdrießliche Nothwendigkeit, ſo viele Saufſchulden ans Bein binden zu müſſen. Kurz und gut, es gälte einmal den Verſuch, ob ſich auf ſolche Weiſe nicht noch

am leichtesten auf das Volk einwirken ließe. Seinen Dienstboten den Besuch des Tanzbodens ganz zu verbieten, das hat meist seine sehr großen Schwierigkeiten und wird nicht gehalten, aber das möchte denn doch wohl durchzusetzen sein, fest zu bestimmen, du gehst nur dort oder dort hin zu Tanze. Können und dürfen wir das Tanzen nicht ganz abschaffen, so laßt uns einmal zusehen, ob wir es nicht wenigstens dahin bringen können, daß wieder mit Zucht und Sitte getanzt wird.

Das wäre nun so meine Meinung über das, was hinsichtlich des Tanzens geschehen könnte. Denken Sie aber ja nicht, als meine ich, es ginge gar nicht ohne den Tanz, der Tanz wäre das einzige Vergnügen für das Volk, dessen dürfe man es nicht berauben u. s. w. Ich meine nur, das Volk kann das Tanzen nicht eher lassen, bis es ein besseres Vergnügen kennt, und ehe es nur dem nahe kommt, dürfen wir die Tanzböden nicht ganz und gar in Teufels Hände geben.

Mein Vetter, der Kantor, läßt von Herzen grüßen. Der Herr segne beides Ihr Ackerland und Ihren Samen. In treuer Liebe

Ihr
dienstwilligster
Gottlieb Helfgern.

Ein Brief des Schulzen Gottlieb an seinen Vetter,

als sein neues Haus gerichtet wurde.

St., den 8. October 1845.

Lieber Herr Vetter!

Daß ich so lange stille gewesen bin, hat seinen guten Grund, nach dem Du nicht weit zu rathen brauchst. Wer sich ein neues Haus baut, hat alle Hände voll zu thun. Viel Sorge und Unruhe, viel Aerger und Verdruß giebt's: doch hat's auch wieder seinen ganz aparten Reiz, und man hat nur immer genug zu bitten, daß das Herz nicht zu sehr beschwert werde. Manchmal kann ich die Zeit nicht erwarten, bis das Haus fertig ist, und manchmal könnte es mir wieder ganz leid thun, daß ich mir noch auf meine alten Tage die Last gemacht und solchen Bau angefangen habe. Nun, Vetter, ich hätte mich wohl auch ebenso gern aus dem alten Hause hinaustragen lassen; aber 's ist um der Kinder willen geschehn, und die alte Hütte war auch wirklich morsch und baufällig genug.

Nathanael, wie ich gesagt habe, ich bin Dir jetzt ein wahrer Doppelmensch. Es ist mir oft

ganz wunderlich zu Muthe. Eine Hälfte von mir hängt wie eine Kletie am Alten, Gewohnten feſt, hat die krummen Wände und den ſchiefen Giebel, die niedrigen Thüren, die wackligen Fenſterladen, die abſtehenden Querbalken an der Decke liebgewonnen, ſich damit zuſammengewohnt und zuſammengelebt — die andere Hälfte freut ſich, daß alles ſo akkurat und ſchnurgerade einem unter der Hand in die Höhe wächſt. Am ſeltſamſten geht's mir, wenn Mondſchein iſt und ich Abends noch ſtill für mich auf dem Hofe herumgehe. Da ſtreckt ſich das Haus mit ſeinen offenen Fenſtern ſo hoch und gewaltig in die Höhe und ſieht ſo rieſig groß aus, als wär's ein Schloß, und dann kommt's mir manchmal ſo fremd vor und dünkt mir viel zu gut für mich, und wenn ich mich dann herumdrehe und ſehe das Licht durch die Fenſterſcheiben in unſerer jetzigen Wohnung — — ſiehſt du, Vetter, dann tret' ich oft ſtill in den Schlagſchatten, den das neue Haus über den halben Hof hinſtreckt, und lehne mich an die kalte Wand und ſeufze hinauf: »Herr, Herr, bedecke es du mit dem Schatten deiner Flügel, und laß deine Gnade und deinen Segen auch hinfort über demſelbigen bleiben!«

Ob mir's wohl noch wohnlich werden wird im neuen Hauſe? frage ich mich auch oft. — Manchmal kann ich's mir gar nicht denken! — Und doch hat's auch ſein Gutes, noch in ſeinen alten Tagen aus dem alten Hauſe in's neue

hinuberziehen — — Wie lange wird's währen, ſo zerbricht das irdiſche Haus dieſer Hütte — Vetter, wie wird es ſein, droben, wenn alle Schwachheit um und an wird von uns ſein abgethan, wenn wir den neuen, verklärten Leib tragen, dort bei Ihm, wo kein Leid, kein Schmerz, keine Thräne mehr ſein wird? Da ſchauen wir nicht mehr rückwärts nach dem Oellämpchen in der armſeligen Hütte unſeres Leibes, da bedürfen wir der Sonne und des Mondes nicht mehr, denn Er ſelbſt, der Herr, will unſere Sonne ſein. — Ein verklärter Leib aus dieſer elenden Knechtsgeſtalt — ein neues Haus aus alten Steinen — Vetter, ich baue in Gottes Namen weiter, es wird mir wohnlich werden!

Du haſt's noch immer in Deiner Hüfte, wie Du ſchreibſt, und kannſt nicht fort, und die Gicht plagt Dich hart. — — Ja, Alter, das Haus wird immer morſcher, das Gebälke, die alten Knochen ſenken ſich — — ich wollte Du ſtundeſt mal bei mir, wenn wieder Mondſchein iſt, an der Steinwand. Du ſähеſt dann leichter über die lahme Hüfte hinweg, und dachteſt an den neuen Leib der Herrlichkeit und Ehren.

Aber es hat mir doch recht leid gethan, daß Du gerade jetzt nicht fortgekonnt haſt! Hätteſt doch jetzt in meinem Hauſe nicht fehlen ſollen! Unſer lieber Herr hatte uns eine rechte Feſtzeit beſcheert. Aber weil Du zur Hochzeit abſchrie-

beſt, habe ich Dich gar nicht zum Richtefeſte eingeladen. Nun ſoll ich Dir Alles ausführlich erzählen. Will ſehen, wie ich's herausbringe.

Alſo zuerſt von der Hochzeit meiner Tochter. Wir waren gar ſehr vergnügt. Alle meine Kinder waren da, und dies Häufchen wächſt jetzt von Jahr zu Jahr. Ich bin jetzt in der Periode, wo man in ſeinem Alter noch einmal Kinder kriegt, und zwar gleich ſolche, die ſchon laufen können. Außer den Kindern waren noch eine Menge lieber Freunde und Bekannte da. Dein Gedicht hat's formlich gere-gnet. Dein Gedicht iſt auch mit vorgeleſen worden. Ich ſelber war ſo recht in meinem Gott vergnügt, habe auch ſo viel fröhliche Trinkſprüche ausgebracht, daß es zuletzt meiner Frau faſt zu viel wurde. Sie hat ſo eine aparte Mode, wenn ich ihr bei ſolcher Gelegenheit einmal ein Bischen zu luſtig oder zu dreiſt werde. Ueber dem Tiſche läßt ſie ſich nichts anmerken, aber unter dem Tiſche ſticheln ſie mit ihrem Fuße immer auf mich los. Indeſſen ich bin in dem Stück ein kurioſer Kerl, wenn ich mich einmal freue, ſo freue ich mich, meine Frau mag ſticheln, ſo viel ſie will, und kommt mir am Ende gar nicht darauf an, ob ich am andern Tage einen blauen Fleck am Schienbein habe, oder nicht.

Doch aber ſoll auch bei der Fröhlichkeit immer das rechte Maaß gehalten werden, und das iſt oft ſchwer. Unſer Herrgott bewahre uns hiermal vor dem Zuviel. Noch hat über Tiſch nämlich

holten meine Kinder den silbernen Becher vor, den sie uns Beiden vor 4 Jahren zu unserer silbernen Hochzeit geschenkt hatten. Du weißt, unser Jüngster, unser Benoni, war damals wenige Tage vorher von seinen langen, entsetzlichen Leiden erlöst worden. Du weißt auch, was meine Frau Jahre lang mit ihm ausgestanden hat. Du hast ja auch mit loben und danken helfen, daß sich der Herr an diesem schwachen Gefäße noch auf seinem Sterbebette so wunderbar verherrlicht hat, daß er ihm den Mund weit aufthat, mit lautem Lob und Preise seines Namens hinzuscheiden. Darum wollten die Kinder damals ein Eben-Ezer setzen und ließen auf den Becher die goldenen Worte Samuels graben: »Bis hierher hat der Herr geholfen!« Merkwürdigerweise war seit der silbernen Hochzeit nicht wieder aus demselben getrunken worden. Als ihn die Kinder brachten wurden wir Alle ganz feierlich gestimmt. Die ganze Gesellschaft hörte andächtig das selige Ende des kleinen Theodor, wie wir's damals ausführlich aufgeschrieben, vorlesen. Vetter, ich kann Dir nicht beschreiben, wie uns Allen wurde. So ganz sonderlich. Es fiel manche Thräne, aber Keiner wußte, ob vor Wehmuth oder vor Freude. Ich blickte im Geist hinterwärts — mein ganzer Ehestand lag aufgerollt vor mir — ich konnte nicht sprechen. Auch die Brautleute waren still. Die Braut weinte in ihr Tuch. Sie mochten dran denken, daß sie solche Griffe Gottes ans Herz

erst noch vor sich haben — denn Gott sei Dank, sie wissen alle Beide, daß ihnen, wie jedem Christen, auf den Paß geschrieben steht: »Wir müssen Alle durch viel Trübsal ins Reich Gottes gehen.« Aber sie fürchteten sich nicht. — —

Nach einigen stillen Minuten fanden sich die Worte wieder. Die Freude hat viel etwas anderes, edleres, wenn sie erst durch einen Schmerz verklärt ist. Sie wird durch Wehmuthsthränen gewaschen. So war's bei uns. Die Fröhlichkeit konnte nicht ausgelassen werden. Als der Gefühlssturm vorüber war, zogen Friede und Freude an unserm Tische wieder, im ruhigen Gleise, wie die beiden Schwäne auf dem stillen See im Schloßgarten.

Wir kamen überein, der Becher solle hinfort bei jeder feierlichen Gelegenheit in der Familie gebraucht werden. Bei Hochzeiten, Kindtaufen und dergl. solle er nie fehlen. Er wurde durch einstimmigen Beschluß zum eigentlichen Familienbecher geweiht. Aber er soll auch sein eigenes Archiv bekommen. Es soll jedesmal ausführlich zu Protokoll genommen werden, bei welchem Anlaß er gebraucht worden, und wir an solchem Tage mit aus demselben getrunken hat. Vetter, was sagst Du zu diesem Beschluß? Mir thut nichts mehr leid, als daß mein Großvater seliger nicht schon auf den nämlichen Gedanken gekommen ist!

Doch nun genug von der Hochzeit und noch etwas von dem andern Feſte. Die lieben Gäſte verweilten nach der Hochzeit noch einige Tage bei uns. Sie waren zum Theil wunderlich einquartirt, aber ſie ließen es ſich gern gefallen. Während wir Hochzeit feierten, hatten die Zimmerleute gerichtet. Noch in derſelben Woche wollte der Meiſter ſeine Rede halten. Du weißt, daß bei dieſer Gelegenheit die ſämmtlichen Arbeiter einen Schmaus bekommen. Wir zogen denn alleſammt mitten auf den Hof und ſangen zu Anfang das alte: »Nun danket Alle Gott.« Du kannſt Dir denken, daß ich nicht ſchlecht gerührt war, aber baſt Du wohl ſchon die Bemerkung gemacht: wenn's einem noch ſo weich um's Herz iſt, wenn man kein Wort hervorbringen könnte und bei jedem andern Liede ſtecken bleiben würde, das: »Nun danket Alle Gott« geht doch friſch weg aus heller Kehle. Es muß machen, daß hinter den Worten von Mutterleib und Kindesbeinen (denn ſo lange kennt ja wohl Jeder das Lied ziemlich) ein heimlicher, ganz abſonderlicher Segen verborgen liegt, von dem jener arme Mann gewiß nichts gewußt hat, der ſeine Tochter Anſtands halber das Lied nicht hatte wollen lernen laſſen. Nachdem wir geendigt, fing der Zimmermann hoch oben auf dem Dachſtuhl ſeinen Spruch an. Er hat's mir nicht ſagen wollen, wo er ihn her hat, aber ich wollte faſt darauf ſchwören, Du habeſt ihn gemacht. Es iſt ganz Deine Manier.

Wieder so allerhand Reflexionen, die den Schulmeister verrathen, und dabei schlägt Deine einfache, ehrliche Natur immer wieder durch. Weil ich aber meiner Sache nicht ganz gewiß bin, will ich den Spruch doch mit hersetzen. Hast Du mir hinter dem Rücken den Streich gespielt und ihn gemacht, so sollst Du ihn zur Strafe noch einmal lesen. Also der Zimmermeister hob an:

„Mit Gunst, ihr werthen Herr'n und Frau'n,
Die ihr dort unten versammelt seid,
Das neugerichtete Haus zu beschau'n:
Ich stehe nach Handwerksgebrauche bereit,
In Gottes Namen, dem Bauherrn zur Freude,
Einen Segen zu sprechen über dieses Gebäude.

Zuerst, und vor allen andern Dingen
Will Lob und Preis ich dem Herrgott bringen,
Der mit treuen, segnenden Vaterhänden
Beim Bauen behütet hat Groß und Klein;
Er wolle auch ferner uns gnädig sein,
Und alles Unglück von uns abwenden:
Ihm sei dafür die Ehre allein!
Und nun heb' ich mit meiner Rede an:
Ihr Herrschaften! sih' ich so still für mich hin,
So hab' ich oft herzliche Freude daran,
Daß ein Zimmermann geworden ich bin.
Seht nur, erst noch vor wenigen Wochen
Stand hier ein Haus, baufällig und schlecht,
Dem Bauherrn war es schon lang' nicht mehr recht!

Da hat er mit uns den Plan beſprochen;
Flugs fingen das Werk wir rüſtig an —
Die alten Mauern fielen nieder,
Die ſtattlichen neuen erhoben ſich wieder,
Und das Gebälke ſtreckt hoch ſich hinan.
Da ſteht das Gebäude, geräumig und hell,
Symmetriſch, dauerhaft, wie's nur muß ſein. —
Sagt ſelber: Geht unſer Bauen nicht ſchnell?
Und ſoll ich mich ſolchen Gewerkes nicht freun?

Doch ferne ſei von mir ein eitles Rühmen,
Denn Eigenlob will ſich für Keinen geziemen.
Und ſollte es dennoch gerühmet ſein,
So fiele mir viel etwas Edleres ein:
Dann wollte ich rühmen vom Zimmermannsſtand,
Welch' große Ehr' ihm geworden iſt
Damit, daß unſer Herr Jeſus Chriſt,
Wie in der heiligen Schrift zu leſen,
Iſt eines Zimmermanns Sohn geweſen.
Ob er ſelber gezimmert hat, weiß ich nicht;
Das aber glaub' ich mit feſtem Vertrauen,
Daß er die Wohnung uns droben wird bauen,
Wenn das irdiſche Haus dieſer Hütte zerbricht. — —
Nun, ſolchen Meiſters im Himmelszelt,
Deß rühm' ich mich frei vor aller Welt!
Nur Stückwerk iſt unſer Schaffen zu nennen,
Wir bauen nur für die Lebenszeit;
Das laßt uns in rechter Demuth erkennen
Vor dem großen Baumeiſter in Ewigkeit.

Sein Wort, es müſſe uns täglich lehren:
Wir haben hier keine bleibende Statt,
Auf daß wir nicht unſere Herzen beſchweren,
Und dem Bau unſere Blicke zukehren,
Den er uns droben bereitet hat.

Eh' ich nun weiter nehme das Wort,
Will ich mich wenden zu unſerm Bauherrn dort:
Er wolle erklären hier vor uns Allen,
Ob ihm der Bau auch hat wohlgefallen?
Er wolle ferner vor uns erklären,
Ob er ihn will brauchen zu Gottes Ehren?
Und ob ich ihn weihen ſoll dem, welcher da heißt:
Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geiſt?«

Hier ſtieß mich Gevatter Warmbolz in die Rippen, denn ich hatte eben meine Alte heftig weinen geſehen, und darüber erſt bemerkt, daß mir ſelber die Tropfen über's Geſicht liefen. Mit Noth brachte ich heraus: Ja, in Gottes Namen! Darauf legte der Zimmermeiſter die Hand auf den Sparren, welcher den Buſch trug, und fuhr fort:

»So ſei's denn im Namen Gottes geweiht!
Der hebe an, es zu ſegnen heut,
Und fahre fort, ſo lang' es nur ſteht,
Daß der Segen nie wieder zu Ende geht.
Sein Frieden mög' über dem Hauſe wallen,

Und den Herrn und die Frau, die Jungen und Alten
In ſteter Eintracht zuſammenhalten.
Zuoberſt die rechte Frömmigkeit throne,
Inmitten herzliche Liebe wohne;
Die Mäßigkeit über die Tiſche regiere,
Gaſtfreiheit halte offen die Thüre,
Und die Reinlichkeit die Haushaltung führe;
Ueber die Schwelle trete nie Zank und Streit,
In den Stuben walte Verträglichkeit;
Gott wahre die Kammern vor Krankenbetten,
Geſundheit ruh' auf den Lagerſtätten;
Stets ſeien die Böden von Korne ſchwer,
Und die Keller und Vorrathskammern nie leer;
Und über das alles im Hauſe finde
Sich allezeit ein frommes Geſinde:
So ſei, wenn wir's decken und mauern aus,
Der Segen Gottes in dieſem Haus.«

Dann trat der Meiſter wieder an ſeinen alten Platz und ſprach noch zum Schluß:

»Verehrte Herrſchaften, eh' ich nun wieder
Von dieſem Gerüſte ſteige hernieder,
Will ich noch unſerm Bauherrn zu Ehren
Ein Glas nach altem Gebrauche leeren,
Und dazu ſoll denn bei Ja und Nein
Mein letztes Wort folgender Trinkſpruch ſein:

Wie größer gebaut wir das neue Haus,
Als früher das alte geweſen war:
So baue der Herr auch von Jahr zu Jahr
Des Bauherrn Geſchlecht immer weiter aus!
Sechs Fenſter ſtehen den Pforten zur Seiten,
Das läßt ſich auf die ſechs Kinder deuten,
Die heute, wie wir vor Augen ſehen,
Dem Elternpaare zur Seite ſtehen.
Alles Himmelslicht, aller Sonnenſchein
Geht durch die Fenſter dem Hauſe erſt ein:
Das müſſe in ſeinen Greiſenjahren
Der Bauherr an ſeinen Kindern erfahren.
Ja, es wolle der Herrgott den Eltern allzeiten
In ihren Kindern viel Freude bereiten;
Noch einmal ruf' ich von Herzen aus:
Er ſegn' und behüte das ganze Haus!«

Hoch! Vivat hoch! brach unten auf dem Hofe der Jubel los, und der Zimmermeiſter oben leerte ſein Glas und warf Glas und Flaſche von oben herunter, daß die Scherben ſprangen. Vetter, mein Herz ging auch in Sprüngen! Amen, ja der Herr ſegne das neue Haus für und für in Kind und Kindeskindern! Darauf ſangen wir noch:

(Mel. Nun danket All' und bringet Ehr.)

Gott Lob und Dank durch Jeſum Chriſt,
Daß dieſes Haus gerichtet iſt!

Nun bitten wir ihn allermeiſt:
Er gebe ſeinen heil'gen Geiſt,

Daß der darin die Herrſchaft führ',
Und Aller Herzen ſtets regier';
Damit vor aller Welt es frei
Ein Tempel des Dreiein'gen ſei.

Alſo verbleib' es dem Geſchlecht,
Und wer hier wohnt, ſei Gottes Knecht,
Und ziehe nimmer wieder aus:
Bis daß er zieht in's Vaterhaus.

Noch einmal, Amen! Vetter, und ſprich Du's zum dritten Mal hinterher. Darauf haben wir rechtſchaffen gegeſſen und getrunken, und am andern Tage iſt friſch und fröhlich weiter fort gebaut worden. Nun weißt Du Alles. Leb' recht wohl, und laß bald einmal was von Dir hören.

Dein ꝛc.

Lügenbüsser.

Der Hasensprung.

Die Elbe war einmal ausgetreten und überschwemmte alles, was ihr im Wege lag. Von der schönen Dresdner Brücke herab konnte man allerlei Hab' und Gut vorbei schwimmen sehen; die Sturmglocken und das Angstgeschrei der armen Leute in den Dörfern riefen um Hülfe, und überall wurden Anstalten zum Retten gemacht. Unter Andern band auch ein Fischer seinen Kahn los, dem's aber nicht sonderlich um Menschenleben zu thun sein mußte, denn er hielt sich immer außer dem Strom und steuerte nur umher, um zu sehen, ob nicht hier und da am Gebüsch etwas hängen geblieben wäre, das er in seinen Hausrath gebrauchen könnte. So kommt er auch an eine Stelle, wo etliche alte Weiden mitten in der Wasserwüste stehen, und sieht auf einer derselben einen Hasen sitzen, der, als das Wasser den ganzen Heger bereits umgeben hatte, in der Todesangst da hinauf retirirt sein mußte. Der Fischer besinnt sich, daß er lange keinen Hasenbraten gegessen hat, legt seinen Kahn

gemächlich an den ſchiefen Stamm an, und hutſcht hinauf. Wie er aber eben Meiſter Lampen bei den Löffeln greifen will, ſpringt der mit einem gewaltigen Satz auf den Schnabel des Kahns, und ſiehe da, das Schifflein wird flott und ſegelt mit dem leichtfüßigen Bootsmann ab. Dem Fiſcher verging der Spaß auf ſeinem Weidenkopfe; er konnte nur noch eben ſehen, wie der Strom ſein Boot dem Ufer zutrieb, und der Hafe Reißaus nahm, dann fing's an dämmerig zu werden. Er ſchrie, doch Niemand hörte ihn, und er mußte die ganze Nacht auf dem unbequemen Sitze zubringen. Die Nacht aber war finſter, der Weidenſtamm morſch, und wenn der Wind das Waſſer dagegen trieb, ſo dachte der Fiſcher immer: jetzt bricht er! Zum Glück hielt er ſich indeß bis zum andern Morgen, wo ein vorbeiſegelnder Kamerad den Fiſcher gelegentlich herunter langte.

Aus dieſer Geſchichte kann man eine doppelte Moral ziehen, in Betracht, daß man in einer ſtockfinſtern Nacht bei ſolcher Gelegenheit viel Zeit hat, über Moral nachzudenken. Erſtlich alſo: Wenn's ſich um den letzten Griff handelt, ſo kriegt auch ein Hafenfuß Kraft; zweitens, wenn du retten willſt, ſo denke nicht an deinen eigenen Topf.

Der gelehrte Zeiſig.

Es war einmal ein Zeiſig, der wohnte eine Zeit lang in einem vergoldeten Bauer, und wenn die Thür offen war, ſo durfte er in dem ſchönen, großen Zimmer umherfliegen. Neugierig wie er war, ſetzte er ſich oft bei Tiſch auf den Rand der Schüſſel, pickte an dem Braten, und ſah mit Verwunderung, wie viel mehr die Menſchen eſſen können, als die Zeiſige. Natürlich wurde dieſer Zeiſig ſehr gelehrt, und es quälte ihn nur der eine Gedanke, daß Niemand da war, gegen den er ſeine Weisheit auskramen durfte. Wie er's einmal nicht mehr aushalten konnte, ließ er ſeine ganze Herrlichkeit im Stich, und flog durch das Fenſter dem Walde zu, um ſeinem Volke die eingeſogene Weisheit zu verkündigen. Nun ſammelte ſich bald eine ganze Schaar Zeiſige um ihn, die mit offenen Schnäbeln den Erzählungen aus dem Wunderlande zuhörten. Der gelehrte Zeiſig aber ſaß auf dem Rande eines handgroßen Neſtes und docirte. Er hatte aber die Gewohnheit, wenn er etwas beſchreiben wollte, den rechten Fuß vergleichungsweiſe auszuſtrecken und dabei zu ſagen: Wie mein Bein dick ꝛc.

Hierbei merke, daß es noch heutigen Tages ſolche Zeiſige von Docenten giebt.

Der Nürnberger Trichter.

Vor etwa zweihundert Jahren lebte in Nürnberg ein angesehener Rathsherr, Georg Philipp Harsdörfer, der gab ein Buch heraus mit dem Titel: »Der poetische Trichter, oder die Anweisung in sechs Stunden die deutsche Reim- und Dichtkunst einzugießen.« Dies Buch ist der berühmte Nürnberger Trichter, von dem heutigen Tages noch so oft die Rede ist.

Um dieselbe Zeit stiftete ein anderer Dichter, Philipp von Zesen, eine deutschgesinnte Genossenschaft, welche den Zweck hatte, alle Fremdwörter aus der deutschen Sprache herauszubringen. Natur hieß Zeugemutter, Theater Schauburg, eine Pistole ein Reitpuffer, ein Fenster ein Tageleuchter, und sogar die Nase sollte nicht mehr Nase bleiben, sondern bekam den Namen Löschhorn. Außerdem gab's noch viele Narrheiten im siebzehnten Jahrhundert, wie's deren zu allen Zeiten gegeben hat, außer in unserer Zeit, in der nun endlich die Weisheit Gemeingut geworden ist.

Ich erwähne diese Geschichten nur, um zu dem Schluß zu kommen, daß weder mit einem poetischen noch mit einem moralischen Trichter etwas anzufangen ist, sondern daß beide, Poesie und Moral, von inwendig heraus kommen müssen, und um unser deutschthümelndes, neunzehntes Jahrhundert bei Löschhorn des siebzehnten zu erinnern, sich gelegentlich an die Nase zu fassen.

Erntekranz-Lieder und Reden.

Nr. 1.

Wir Mähersleute bringen
Mit Jubeln und Juchhei'n,
Mit Singen und mit Klingen,
Den Erntekranz herein.
Uns hat dies Jahr so froh gemacht,
Daß uns das Herz im Leibe lacht.

Chor.

Uns hat dies Jahr so froh gemacht,
Daß uns das Herz im Leibe lacht!

Denn aller Ort und Enden
Hat heuer, unversehrt,
Mit vollen Liebeshänden
Der treue Herr beschcert.
Lag doch auf manchem Ackerstück
Der Segen schwadweis knupp'dick!

Chor.

Lag doch auf manchem ꝛc.

Da wischt man sich mit Freuden
Den Schweiß aus dem Gesicht,
Steht vor den Sensenschneiden
Das liebe Korn so dicht.